



Leseprobe

Gregory David Roberts

Shantaram

Roman - Der Bestseller jetzt
als große Serie bei Apple
TV+

"DIE Bibel für jeden Indienreisenden - so
vielseitig wie das Land selbst." *Bücher*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1088

Erscheinungstermin: 12. April 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Eine ebenso tollkühne wie bewegende Reise ohne Rückfahrkarte in das Indien abseits der touristischen Routen

Als der Australier Lindsay in Bombay strandet, hat er zwei Jahre Gefängnis hinter sich und ist auf der Flucht vor Interpol. Zu seinem großen Glück begegnet er dem jungen Inder Prabaker, der ihn unter seine Fittiche nimmt. Auf ihren Streifzügen durch die exotische Metropole schließen die beiden eine innige Freundschaft, und Lindsay lernt nicht nur die Landessprache, sondern auch, mit sich ins Reine zu kommen: Er wird zu „Shantaram“, einem „Mann des Friedens“, und kämpft für die Ärmsten der Armen. Doch dann verfällt Lindsay einer Deutsch-Amerikanerin mit dubiosen Kontakten zur Unterwelt ...



Autor

Gregory David Roberts

Gregory David Roberts wurde 1952 in Melbourne, Australien, geboren. Während seiner Studienjahre beging er mehrere bewaffnete Raubüberfälle und wurde zu einer 19-jährigen Haftstrafe in einem Hochsicherheitsgefängnis verurteilt. Nach seiner spektakulären Flucht ließ sich Gregory David Roberts in Bombay nieder. Dort gründete er unter anderem seine eigene Castingagentur für Bollywood-Filmproduktionen und eine Rockband. Seine Kontakte zur lokalen Mafia führten schließlich zu seiner Festnahme in Frankfurt. Gregory David Roberts wurde nach Australien zurückgeschickt, wo er weitere sechs Jahre im Gefängnis verbrachte –

Buch

Als der Australier Lindsay in Bombay strandet, hat er bereits einiges hinter sich: Seine Heroinabhängigkeit hat seine Ehe zerstört, und ein bewaffneter Raubüberfall trug Lindsay eine 19-jährige Gefängnisstrafe ein. Nach zwei Jahren Haft gelingt ihm das Unmögliche: Er flieht mit einem falschen Pass nach Indien. In der chaotischen und überbevölkerten Metropole Bombay fällt ein Mensch mehr nicht weiter auf, weiß Lindsay. Dort kümmert es niemanden, ob er auf der Fahndungsliste von Interpol steht – weil die Einwohner Bombays ganz andere Probleme haben.

Dass das Überleben in seiner neuen Heimat jedoch überaus schwer ist, wenn man weder Sprachkenntnisse besitzt noch über Kontakte verfügt, muss Lindsay schnell lernen. Zu seinem Glück begegnet er dem jungen Inder Prabaker, der in den Slums von Bombay lebt und sich ihm als Reiseführer anbietet. Auf den Streifzügen der beiden Männer durch die exotische, schillernde, aber auch brutale und gnadenlose Stadt freunden sich die beiden an, und Lindsay lernt die Metropole aus einer vollkommen neuen Perspektive kennen: Das Elend, das Lindsay dort sieht, erschüttert ihn, und er beschließt zu helfen, wo er nur kann. Am wichtigsten ist die medizinische Versorgung der Ärmsten der Armen. Um ihr Leid zu lindern und Medikamente zu organisieren, scheut Lindsay auch nicht davor zurück, sich mit dem einflussreichen afghanischen Mafiaboss der Slums einzulassen. Dass er sich in große Gefahr begibt und dass der Preis hoch ist, den er für seine Kontakte zahlen muss, erkennt er erst, als es bereits zu spät ist ...

Autor

Gregory David Roberts wurde 1952 in Melbourne, Australien, geboren. Während seiner Studienjahre beging er mehrere bewaffnete Raubüberfälle und wurde zu einer 19-jährigen Haftstrafe in einem Hochsicherheitsgefängnis verurteilt. Nach seiner spektakulären Flucht ließ sich Gregory David Roberts in Bombay nieder. Dort gründete er unter anderem eine Castingagentur für Bollywood-Filmproduktionen und eine Rockband. Seine Kontakte zur lokalen Mafia führten schließlich zu seiner Festnahme in Frankfurt. Gregory David Roberts wurde nach Australien zurückgeschickt, wo er weitere sechs Jahre im Gefängnis verbrachte – zwei davon in Einzelhaft. In dieser Zeit begann er die Arbeit an seinem ersten Roman »Shantaram«, der mittlerweile zu einem weltweiten, sensationellen Erfolg avanciert ist. Gregory David Roberts zog sich 2014 aus dem öffentlichen Leben zurück, um seine Zeit seiner Familie und dem Schreiben zu widmen.

Die australische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Shantaram«
bei Scribe Publications Pty Ltd, Australia

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

24. Auflage
Taschenbuchausgabe Mai 2010
Copyright © der Originalausgabe 2003
by Gregory David Roberts
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotive: getty images/Glen Allison (Stadtansicht);
corbis/Frans Lanting (Elefant)
Th · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: C.H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-47308-3

www.goldmann-verlag.de

Für meine Mutter

ERSTER TEIL



ERSTES KAPITEL



Viel Zeit und viel Welt brauchte ich, um zu lernen, was ich weiß über die Liebe, über das Schicksal und über die Entscheidungen, die wir treffen, doch das Wesentliche verstand ich in einem einzigen Augenblick, als ich an eine Wand gekettet war und gefoltert wurde. Trotz der Schreie in meinem Kopf wurde mir plötzlich bewusst, dass ich, gefesselt, blutend und hilflos, noch immer meine Freiheit besaß – die Freiheit, jene Männer, die mich quälten, zu hassen oder ihnen zu vergeben. Ich weiß, das klingt nicht großartig. Doch wenn Ketten ins Fleisch schneiden und man nichts anderes mehr hat, verheißt diese Freiheit ein ganzes Universum von Möglichkeiten. Ob man den Hass wählt oder die Vergebung, bestimmt die weitere Geschichte des eigenen Lebens.

In meinem Fall ist diese Geschichte lang und vielfältig. Ich war ein Revolutionär, der seine Ideale dem Heroin opferte, ein Philosoph, der seine Glaubwürdigkeit im Gefängnis einbüßte, ein Dichter, dem seine Seele im Hochsicherheitstrakt verloren ging. Als ich über die von zwei Wachtürmen flankierte Frontmauer aus diesem Gefängnis flüchtete, wurde ich zum meistgesuchten Mann meines Landes. Das Glück floh mit mir und begleitete mich quer durch die Welt nach Indien, wo ich mich der Mafia von Bombay anschloss. Ich verdiente mein Geld als Waffenschieber, Schmuggler und Fälscher. Ich wurde auf drei Kontinenten in Ketten gelegt, verprügelt, mit Messern traktiert und ausgehungert. Ich zog in den Krieg und geriet unter feindliches Feuer. Und ich überlebte, während andere Männer neben mir starben. Die meisten von ihnen waren bessere

Menschen als ich, Männer, deren Leben versehentlich zertreten wurde, fortgeworfen im falschen Augenblick – aus Hass, Liebe oder Gleichgültigkeit. Ich begrub diese Männer – zu viele von ihnen –, und in meiner Trauer verwob ich ihre Geschichte und ihr Leben mit meinem eigenen.

Doch meine Geschichte beginnt nicht bei ihnen und auch nicht bei der Mafia; sie beginnt mit jenem ersten Tag in Bombay. Das Schicksal brachte mich dort ins Spiel. Das Glück teilte die Karten aus, die mich zu Karla Saaranen führten. Und dieses Blatt begann ich auszuspielen, vom ersten Moment an, als ich in ihre grünen Augen blickte. So beginnt diese Geschichte also wie alles andere – mit einer Frau, einer Stadt und ein klein wenig Glück.

Was ich zuerst bemerkte, an jenem ersten Tag in Bombay, war der besondere Geruch der Luft. Ich roch sie bereits, bevor ich Indien sah oder hörte, roch sie schon in dem Korridor, der das Flugzeug wie eine Nabelschnur mit dem Gebäude verband. Berauscht von der weiten Welt und meiner Flucht aus dem Gefängnis, fand ich den Geruch aufregend und wunderbar, doch ich konnte ihn nicht deuten. Heute weiß ich, dass es der süße, saftige Duft der Hoffnung ist, des Gegenteils von Hass; und es ist der säuerliche stickige Geruch der Gier, des Gegenteils von Liebe. Es ist der Geruch von Göttern, Dämonen, Weltreichen und Kulturen in ihrer Wiederauferstehung und ihrem Verfall. Es ist der blaue Hautgeruch des Meeres, allgegenwärtig in der Inselstadt, und der blutig-metallische Geruch von Maschinen. Die Luft riecht nach der Unruhe und dem Schlaf und dem Unrat von sechzig Millionen Tieren, von denen mehr als die Hälfte Menschen und Ratten sind. Sie riecht nach gebrochenen Herzen, dem Kampf ums Überleben und den entscheidenden Irrwegen und Lieben, aus denen unser Mut erwächst. Sie riecht nach zehntausend Restaurants, fünftausend Tempeln, Schreinen, Kirchen und Moscheen und nach hundert Basaren, in denen es nur Duftwasser, Gewürze, Räucherwerk und frische Blumen zu kaufen gibt. Karla nannte diesen Geruch einmal den übelsten Wohlgeruch der Welt, und damit hatte sie recht, so wie sie auf ihre Art immer recht hat. Und wenn ich heute nach Bombay zurückkehre, ist es dieser Geruch, vor allem anderen, der mich willkommen heißt und mir bedeutet, dass ich wieder zu Hause bin.

Dann erst bemerkte ich die Hitze. Ich stand in einer Schlange, der klimatisierten Flugzeugluft kaum fünf Minuten entwöhnt, und die Kleider

klebten mir am Leib. Mein Herz hämmerte. Jeder Atemzug war ein zorniger kleiner Sieg. Bald wusste ich, dass der Dschungelschweiß nie versiegt, weil die Hitze, die Tag und Nacht die Stadt regiert, eine feuchte Hitze ist. Die erstickende Feuchtigkeit verwandelt uns alle in Bombay in Amphibien, die mit der Luft gleichzeitig auch Wasser atmen; man lernt in diesem Zustand zu leben und beginnt ihn zu mögen. Oder man verlässt Bombay.

Und dann waren da die Menschen. Assamesen, Jats und Punjabis; Menschen aus Rajasthan, Bengal und Tamil Nadu; aus Pushkar, Cochin und Konarak; Angehörige der Kriegerkaste, Brahmanen und Unberührbare; Hindus, Muslime, Christen, Buddhisten, Parsen, Jainas, Animisten; helle und dunkle Haut, grüne und goldbraune und schwarze Augen; jegliche Gesichtsform dieser verschwenderischen Vielfalt, dieser unvergleichlichen Schönheit, Indien.

All die Millionen Einwohner von Bombay, und noch ein weiterer. Die beiden besten Freunde des Schmugglers sind das *Maultier* und das *Kamel*. Maultiere transportieren heiße Ware durch die Grenzkontrolle. Kamele sind ahnungslose Touristen, die dem Schmuggler behilflich sind, über die Grenze zu kommen. Wenn sie mit falschen Papieren reisen, heften sich Schmuggler zur Tarnung an andere Reisende – die Kamele –, die sie dann durch Flughafen- oder Grenzkontrollen schleusen, ohne es zu ahnen.

Von alldem wusste ich damals nichts. Die Schmugglerkunst erlernte ich erst viele Jahre später. Bei dieser ersten Reise nach Indien folgte ich nur meinem Instinkt und schmuggelte nur eine einzige Ware: mein *Selbst*, meine zerbrechliche und gehetzte Freiheit. Ich hatte einen gefälschten neuseeländischen Pass bei mir, mit meinem Foto anstelle des Originals. Das Passbild hatte ich selbst ausgetauscht, und die Fälschung war alles andere als makellos. Bei einer Routinekontrolle kam ich wohl damit durch, aber wenn jemand Verdacht schöpfte und bei der neuseeländischen Hochkommission nachfragte, würde die Fälschung sofort auffliegen. Auf dem Flug von Auckland nach Indien streifte ich durch die Reihen und hielt Ausschau nach geeigneten Neuseeländern. Ich stieß auf eine kleine Gruppe Studenten, die bereits zum zweiten Mal auf den Subkontinent reisten. Ich drängte sie, mir von ihren Erfahrungen zu berichten und mir Reisetipps zu geben, und schloss mich ihnen an, als wir von

Bord gingen. So kam ich unbehindert durch die Flughafenkontrolle. Die Angestellten nahmen an, dass ich zu dieser fröhlichen, harmlosen Reisegruppe gehörte, und blickten nur flüchtig auf meinen Pass.

Allein drängte ich mich durch das Getümmel im Flughafen nach draußen und trat in die stechende Sonne, berauscht und beflügelt: wieder eine Wand bezwungen, eine Grenze passiert, einen Tag und eine Nacht gewonnen, um zu flüchten, um mich zu verstecken. Fast zwei Jahre waren vergangen, seit ich aus dem Gefängnis geflohen war, aber wer einmal auf der Flucht ist, der flüchtet weiter, Tag und Nacht. Ich war nicht wirklich frei, niemals wirklich frei, doch alles Neue bedeutete mir Hoffnung und angstvolle Aufregung: ein neuer Pass, ein neues Land, neue Linien der Furcht in meinem jungen Gesicht, unter den grauen Augen. Nun stand ich da, unter der blauen Himmelschale über Bombay, und mein Herz war so rein und hungrig nach Verheißungen wie ein Monsunmorgen in den Gärten von Malabar.

»Sir, Sir!«, rief eine Stimme hinter mir.

Eine Hand packte meinen Arm. Ich erstarrte. Spannte jeden Muskel an und verbiss mir die Angst. *Nicht rennen. Keine Panik.* Ich wandte mich um.

Vor mir stand ein kleiner Mann in einer schmutzigen braunen Uniform, meine Gitarre im Arm. Er war nicht nur klein, sondern geradezu winzig, ein Zwerg mit großem Kopf und der erstaunten Unschuld des Down-Syndroms in den Gesichtszügen. Er streckte mir die Gitarre hin.

»Ihre Musik, Sir. Sie verlieren Ihre Musik, oder?«

Es war tatsächlich meine Gitarre. Ich hatte sie offenbar an der Gepäckausgabe stehen lassen. Woher der kleine Mann wusste, dass sie mir gehörte, war mir ein Rätsel. Ich lächelte, verblüfft und erleichtert, und der Mann grinste mich mit dieser absoluten Arglosigkeit an, die wir fürchten und als beschränkt bezeichnen. Als er mir die Gitarre reichte, fiel mir auf, dass er Schwimmhäute zwischen den Fingern hatte, wie ein Stelzvogel an den Füßen. Ich zog ein paar Geldscheine aus der Tasche und hielt sie ihm hin, doch er stolperte auf seinen dicken Beinen ungelenkt rückwärts.

»Nicht Geld!«, sagte er. »Wir sind hier, zu helfen, Sir. Willkommen in Indien.« Dann trottete er davon und verschwand in dem Menschen Dickicht auf der unbefestigten Straße.

Ich kaufte mir ein Ticket, um mit dem *Veterans' Bus Service*, der von

Exsoldaten der indischen Armee betrieben wurde, in die Stadt zu fahren. Nachdem ich gesehen hatte, wie mein Rucksack und meine Reisetasche mit unbekümmelter Achtlosigkeit zielsicher auf den Gepäckberg auf dem Dach des Busses geschleudert wurden, beschloss ich, meine Gitarre bei mir zu behalten. Ich ließ mich auf der Rückbank im hinteren Teil des Busses nieder, und zwei langhaarige Reisende setzten sich zu mir. Der Bus füllte sich rasch mit Indern und jungen Ausländern, die billig reisen wollten.

Als er fast voll war, wandte sich der Fahrer um, blickte drohend in die Runde, spuckte einen Strahl leuchtend roten Betelsafts durch die offene Tür und tat die bevorstehende Abfahrt kund.

»*Thik hain, challo!*«

Der Motor erwachte grollend zum Leben, das Getriebe knirschte und krachte, und schon rasten wir mit beängstigendem Tempo durch Menschenmengen aus Gepäckträgern und Fußgängern, die gerade noch beiseitespringen, -hüpfen oder -humpeln konnten und dabei vom Schaffner, der auf der untersten Trittstufe des Busses hockte, mit einer Tirade erlebter Schmähungen bedacht wurden.

Die Fahrt vom Flughafen in die Stadt begann auf einer modernen, von Sträuchern und Bäumen gesäumten Autobahn, die mich an die akkurate und funktionale Gegend am Flughafen meiner Heimatstadt Melbourne erinnerte. Als sich die Straße dann aber unversehens verengte, wurde dieser vertraute Effekt so plötzlich und so nachhaltig zerstört, als geschähe das mit Kalkül. Denn als aus den vielen Spuren der Autobahn eine einzige wurde, als die Bäume verschwanden und die Slums in Sicht kamen, packten die Klauen der Scham mein Herz.

Wie schwarzbraune Dünen unter flirrenden staubigen Luftschwaden erstreckten sich die Slums meilenweit. Die elenden Hütten waren dicht nebeneinander aus Lumpen, Plastikstücken und Pappfetzen, aus Schilfmatten und Bambusstäben errichtet worden und durch schmale Wege verbunden. Bis zum Horizont war nichts zu sehen, das höher gewesen wäre als ein Mensch.

Es schien mir unfassbar, dass ein moderner Flughafen voller wohlhabender zielstrebigere Menschen nur wenige Kilometer von diesen zu Schutt und Asche zerfallenen Träumen entfernt sein konnte. Mein erster Gedanke war, dass es hier eine Katastrophe gegeben haben muss-

te und die Slums Flüchtlingslager für die Überlebenden waren. Monate später sollte ich erfahren, dass die Menschen in den Slums in der Tat Überlebende waren; die Katastrophen, die sie aus ihren Dörfern hierher getrieben hatten, hießen Armut, Hungersnot und Blutvergießen. Und jede Woche trafen fünftausend weitere Menschen ein, Woche für Woche, Jahr um Jahr.

Als draußen kilometerlang nur Slums zu sehen waren, als aus Hunderten von Menschen Tausende und Abertausende wurden, wand sich mein Gewissen in Qualen. Ich fühlte mich von meiner eigenen Gesundheit und dem Geld in meinen Taschen geschändet. Wenn man sie überhaupt spürt, diese erste Begegnung mit dem Elend dieser Welt, empfindet man eine peinigende Schuld. Ich hatte Banken überfallen und Drogen verkauft, und ich war von Gefängniswärtern geschlagen worden, bis mir die Knochen brachen. Ich war niedergestochen worden und hatte andere niedergestochen. Ich war aus einem brutalen Gefängnis voller brutaler Männer geflüchtet, auf die harte Tour – über die Frontmauer. Und dennoch war diese erste Begegnung mit dem grenzenlosen Elend der Slums, mit diesem erbarmungslosen Kummer bis zum Horizont, wie ein Schnitt ins Herz und in die Augen. Eine Weile lief ich in Messerklingen.

Dann flammte die Glut aus Scham und Schuldgefühlen auf, wurde zu Zorn, zu rasender Wut über diese Ungerechtigkeit: *Was für eine Regierung, was für ein System, dachte ich, duldet solches Leid?*

Doch dort draußen nahmen die Slums kein Ende, wurden nur hie und da verhöhnt durch kleine florierende Geschäfte und heruntergekommene, halb überwucherte Wohnhäuser der vergleichsweise Wohlhabenden. Die Slums waren endlos, und so erlahmte mein innerer Widerstand, und ich begann mit anderen Augen zu sehen. Ich nahm nicht mehr nur die Endlosigkeit der Slums wahr, sondern die Menschen, die dort lebten. Eine Frau beugte sich vornüber, um ihre seidigen schwarzen Haare zu bürsten. Eine andere Frau wusch ihre Kinder mit Wasser aus einer Kupferschale. Ein Mann trieb drei Ziegen voran, an deren Halsbändern rote Schleifen befestigt waren. Ein anderer Mann rasierte sich vor einer Spiegelscherbe. Überall spielten Kinder. Männer schleppten Wassereimer. Männer besserten eine Hütte aus. Und wo mein Blick auch hinfiel, sah ich Menschen lächeln und lachen.

Der Bus musste in einem Stau anhalten, und vor meinem Fenster trat

ein Mann aus einer der Hütten. Er war Ausländer, so bleich wie alle Fremden im Bus, und hatte nur ein Tuch mit Hibiskusblütenmuster um die Hüfte geschlungen. Er reckte sich, gähnte und kratzte sich gedankenverloren am Bauch. Auf eine einfältige Art wirkte er froh und zufrieden, und ich beneidete ihn um seine Gelassenheit und das Lächeln, mit dem ihn die Vorübergehenden begrüßten.

Als der Bus sich ruckartig wieder in Bewegung setzte, verlor ich den Mann aus den Augen. Doch sein Anblick hatte meine Einstellung zu den Slums von Grund auf verändert. Er gehörte dieser Welt ebenso wenig an wie ich, und unwillkürlich sah ich mich nun an seiner Stelle. Was unfassbar fremd für mich gewesen war, erschien mir plötzlich möglich, vorstellbar und zuletzt faszinierend.

Nun achtete ich noch mehr auf die einzelnen Menschen, und ich sah, wie *geschäftig* sie waren – wie sehr ihr Fleiß und ihre Energie ihr Leben bestimmten. Hie und da konnte ich in eine der Hütten blicken und sah dort die erstaunliche Sauberkeit der Armut: frisch gekehrte Böden, ordentlich gestapelte, schimmernde Kochtöpfe. Und dann, ganz zuletzt, fiel mir auf, was ich gleich zu Anfang hätte bemerken müssen: die Schönheit dieser Menschen. In Purpur, Blau und Gold gehüllte Frauen; Frauen, die mit ruhiger, erhabener Anmut durch diese ärmliche Umgebung schritten; die Würde der Männer mit ihren blendend weißen Zähnen und mandelförmigen Augen; die herzliche Ausgelassenheit und die liebevolle Kameradschaft der feingliedrigen Kinder: Ältere spielten mit jüngeren, und viele trugen ein Geschwisterkind auf der Hüfte umher. Nach einer halben Stunde Busfahrt lächelte ich zum ersten Mal.

»Ist echt nicht schön«, sagte der junge Mann neben mir, als er durchs Fenster schaute. Das aufgestickte Ahornblatt an seiner Jacke wies ihn als Kanadier aus: groß und breitschultrig, helle Augen, schulterlange braune Haare. Sein Begleiter wirkte wie eine kleinere kompaktere Ausgabe seines Freundes – die beiden trugen sogar dieselben künstlich verwaschenen Jeans, dieselben Sandalen und weichen Baumwolljacken.

»Wie war das?«

»Zum ersten Mal hier?«, fragte er. Ich nickte. »Dachte ich mir. Keine Sorge, ab jetzt wird's etwas besser. Nicht ganz so viele Slums und so. Aber toll ist es nirgendwo in Bombay. Die fertigste Stadt der Welt, sag ich dir.«

»Stimmt«, pflichtete ihm der andere bei.

»Wo wir gleich hinkommen, gibt's ein paar hübsche Tempel und ein paar große britische Gebäude, die okay sind – mit Steinlöwen und Messinglaternen und so. Aber das ist nicht Indien. Das richtige Indien ist am Himalaya, in Manali oder in der heiligen Stadt Varanasi oder an der Küste, in Kerala. Du musst raus aus der Stadt, wenn du das echte Indien erleben willst.«

»Und wohin seid ihr unterwegs?«

»Wir wollen zu einem Ashram«, erklärte der Kleinere. »Der von den Rajneesh-Leuten, in Poona. Das ist der beste Ashram im ganzen Land.«

Zwei Paar blassblauer Augen starrten mich mit dem anklagenden Zweifel all jener an, die überzeugt davon sind, den einzigen Weg zur Wahrheit gefunden zu haben.

»Checkst du ein?«

»Wie?«

»Checkst du in Bombay in ein Hotel ein, oder bist du nur auf der Durchreise?«

»Ich weiß noch nicht«, antwortete ich und sah wieder zum Fenster hinaus. Das stimmte; ich wusste nicht, ob ich eine Weile in Bombay bleiben oder weiterfahren wollte ... irgendwohin. Ich wusste es nicht, und es war mir nicht wichtig. In diesem Augenblick war ich, was Karla einmal das gefährlichste und faszinierendste Tier der Welt nannte: ein mutiger harter Mann ohne Ziel. »Ich hab noch keine Pläne. Aber ich werd vielleicht eine Weile bleiben.«

»Also, wir übernachten und fahren morgen mit dem Zug weiter. Wenn du willst, können wir uns zusammen ein Zimmer nehmen. Für drei ist es billiger.«

Ich blickte in diese arglosen blauen Augen. *Wäre vielleicht nicht dumm, mit denen ein Zimmer zu teilen*, dachte ich. Ihre legalen Papiere und ihr freundliches Lächeln würden von meinem gefälschten Pass ablenken. Vielleicht war das sicherer.

»Und es ist auch sicherer«, fügte er hinzu.

»Stimmt«, pflichtete sein Freund ihm bei.

»Sicherer?«, fragte ich mit einer Lässigkeit, die ich nicht empfand.

Der Bus fuhr jetzt langsam zwischen drei- und vierstöckigen Häusern hindurch. Auf wundersame Art wälzte sich der Verkehr reibungslos

durch die Straßen – ein wilder Tanz von Bussen, Lastwagen, Fahrrädern, Autos, Ochsenkarren, Motorrollern und Fußgängern. Durch die offenen Fenster unseres klapprigen Busses drangen in einer hitzigen, aber nicht unangenehmen Mischung die Gerüche von Gewürzen, Duftwassern, Diesellabgasen und Ochsenmist herein, und über die Klänge fremder Musik erhob sich Stimmengewirr. Überall sah man gigantische Werbeplakate für indische Filme, und die künstlichen Farben der Bilder zogen hinter dem sonnenbraunen Gesicht des großen Kanadiers vorbei.

»Ja, klar, viel sicherer. Das hier ist Gotham City, Mann. So schnell, wie die Straßenkinder dir das Geld aus der Tasche ziehen, kannst du gar nicht gucken.«

»Eben typisch *Großstadt*, Mann«, ergänzte der Kleinere. »Große Städte sind doch immer alle gleich – New York, Rio oder Paris –, überall ist es dreckig, und überall sind die Leute verrückt. Typisch *Großstadt*, verstehst du? Der Rest von Indien wird dir bestimmt gefallen. Ein tolles Land, aber die Städte sind echt am Arsch, kann ich nur sagen.«

»Und die verfluchten Hotels gleich mit«, ergänzte der andere. »Die nehmen dich aus, nur weil du in deinem Hotelzimmer hockst und ein bisschen Gras rauchst. Die stecken mit den Bullen unter einer Decke, die dich dann verhaften und dir deine ganze Kohle wegnehmen. Am sichersten ist es, wenn man zu mehreren ist und zusammenbleibt, das kannst du mir glauben.«

»Und wenn man so schnell wie möglich aus den Städten abhaut«, sagte der Kleinere. »Verfluchte Scheiße, hast du das gesehen?«

Der Bus war auf dem breiten Boulevard in eine Kurve gebogen, in der große Felsblöcke wie zufällig am türkisblauen Meer verstreut lagen. Auf diesen Felsen hockte eine kleine Kolonie schwarzer halb verfallener Slumhütten wie das Wrack eines düsteren Schiffs aus uralter Zeit. Die Hütten brannten.

»*Verfluchte* Scheiße! Schau dir das an! Der Typ *brutzelt*, Mann!«, schrie der große Kanadier und deutete auf einen Mann, der mit brennenden Kleidern und Haaren zum Meer rannte. Er stolperte und stürzte zwischen den großen Felsblöcken zu Boden. Eine Frau und ein Kind holten ihn ein und erstickten die Flammen mit ihren Kleidern und Händen. Andere versuchten, das Feuer in ihren eigenen Hütten zu löschen oder standen einfach nur da und sahen zu, wie ihre dürftigen Behausun-

gen in Flammen aufgingen. »Habt ihr das gesehen? Der Typ ist hinüber, das sag ich euch.«

»Glaub ich auch!«, keuchte der andere erschrocken.

Unser Bus hatte das Tempo verlangsamt, wie die anderen Fahrzeuge auch, beschleunigte jetzt jedoch wieder. Niemand hielt an. Ich drehte mich um und schaute durchs Rückfenster, bis die verbrannten Hütten zu kleinen Punkten wurden und der braune Qualm des Brands nur noch ein Hauch von Verderben war.

Am Ende des langen Küstenboulevards bog der Bus linker Hand in eine breite Straße mit modernen Gebäuden ein. Ich sah exklusive, von Gärten umgebene Restaurants neben eleganten Hotels, vor denen livrierte Pagen unter bunten Markisen warteten. Die Sonne glitzerte in den Glas- und Messingfassaden von Fluggesellschaften und anderen Unternehmen. Straßenstände schützten sich mit bunten Schirmen vor der Morgensonne. Die männlichen Inder, die hier unterwegs waren, trugen feste Lederschuhe und westliche Anzüge, die Frauen teure Seidenkostüme. Sie alle wirkten effektiv und nüchtern und strebten mit ernster Miene den hohen Bürogebäuden zu.

Überall stieß ich auf den Gegensatz zwischen dem Vertrauten und dem Außergewöhnlichen. An einer Ampel stand ein Ochsenkarren neben einem modernen Sportwagen. Hinter einer Satellitenschüssel ging ein Mann in die Hocke, um sein Geschäft zu verrichten. Mit einem elektrischen Gabelstapler wurden Waren von einem altertümlichen Karren mit Holzrädern heruntergehoben. Es kam mir vor, als sei eine schwerfällige, unermüdliche, ferne Vergangenheit durch die Grenzen der Zeit in ihre eigene Zukunft eingebrochen. Das gefiel mir.

»Wir sind gleich da«, verkündete der große Kanadier. »Ein paar Straßen weiter ist das Zentrum. Allerdings nicht wirklich die City, eher die Touristenmeile, wo es billige Hotels gibt. Der letzte Halt. Colaba heißt das Viertel.«

Die beiden jungen Männer zogen ihre Pässe und Reiseschecks aus ihren Taschen und verstaute sie vorne in ihrer Hose. Der Kleinere nahm sogar seine Uhr ab und ließ sie mitsamt Geld, Pass und anderen Wertsachen in seiner Unterhose verschwinden. Als er merkte, dass ich ihn beobachtete, grinste er und sagte: »Hey, man kann nicht vorsichtig genug sein, Mann.«

Ich stand auf und schob mich zum Ausgang. Als der Bus anhielt, stand

ich ganz vorne an der Tür, aber eine Menschenmenge hinderte mich am Aussteigen. Die Männer, die sich vor dem Bus drängten, waren Schlepper, die für Hotelbesitzer, Drogenhändler und andere Geschäftsleute im Einsatz waren. Sie schrien uns in gebrochenem Englisch Angebote für günstige Hotelzimmer und billige Waren zu. Ganz vorne befand sich ein kleiner Mann mit einem großen, beinahe kugelrunden Kopf. Er trug ein Jeanshemd und eine blaue Baumwollhose. Ihm gelang es, die anderen zum Schweigen zu bringen. Dann sprach er mich an, mit dem breitesten und strahlendsten Lächeln, das ich jemals gesehen hatte.

»Guter schöner Morgen, Sirs!«, begrüßte er uns. »Willkommen in Bombay! Wollen Sie billig und prima Hotel, nicht wahr?«

Er starrte mir direkt in die Augen, ohne dass sein Lächeln sich veränderte. Etwas in diesem Lächeln – eine Art schelmische Lebensfreude, ehrlicher und begeisterter als Zufriedenheit – berührte mich zutiefst. Es war das Werk einer Sekunde, dieser Blickkontakt. Und in dieser Sekunde kam ich zu dem Schluss, dass ich ihm vertraute – diesem kleinen Mann mit dem großen Lächeln. Ich konnte es damals noch nicht wissen, aber das war eine der besten Entscheidungen meines Lebens.

Einige Leute schlugen nach den Männern, als sie aus dem Bus stiegen. Die jungen Kanadier drängten sich unbehelligt durch die Menge und lächelten die aufdringlichen Schlepper ebenso freundlich an wie die gereizten Touristen. Als ich sah, wie ruhig und gelassen die beiden sich durch diese Menschenmenge bewegten, fiel mir zum ersten Mal auf, wie gesund und kraftvoll und attraktiv sie wirkten. Und ich beschloss, auf ihr Angebot einzugehen und mit ihnen ein Zimmer zu nehmen. Ihre Nähe würde das Verbrechen meiner Flucht, das Verbrechen meiner Existenz unsichtbar machen.

Der kleine Mann zog mich am Ärmel hinter den Bus. Unterdessen kletterte der Schaffner flink wie ein Affe aufs Dach und warf mir meinen Rucksack und meine Reisetasche in die Arme. Andere Taschen landeten mit beunruhigendem Krachen und Klatschen unsanft auf dem Boden. Während andere Fahrgäste angerannt kamen, um der Misshandlung ihres Gepäcks Einhalt zu gebieten, zog mich der kleine Mann zu einer ruhigeren Stelle ein paar Meter vom Bus entfernt.

»Heiße ich Prabaker«, stellte er sich in melodischem Englisch vor. »Wie ist er Ihr guter Name?«

»Lindsay«, sagte ich; der Name aus meinem falschen Ausweis.

»Bin ich Bombay Führer. Sehr erstklassig Bombay Führer bin ich. Alles das Bombay kenne ich sehr, sehr gut. Wollen Sie alles sehen? Weiß ich, wo Sie finden das Beste von alles. Kann ich sogar *mehr* zeigen als alles.«

Die beiden Kanadier stießen zu uns, im Gefolge eine Schar hartnäckiger Führer und Schlepper. Prabaker schrie seine Kollegen an, die daraufhin ein paar Schritte Abstand nahmen und begehrtlich unser Gepäck beäugten.

»Was ich jetzt gerne sofort sehen würde«, sagte ich, »ist ein billiges und sauberes Hotelzimmer.«

»Oh, ist es das kein Problem, Sir!«, strahlte Prabaker. »Kann ich Sie bringen zu billiges Hotel und *sehr* billiges Hotel und zu ein *zu viel* billiges Hotel und sogar zu so billiges Hotel, wo nur wohnt, wenn man ist ganz verrückt im Kopf.«

»Okay, gehen wir, Prabaker. Schauen wir uns das mal an.«

»Hey, Augenblick mal«, warf der große Kanadier ein. »Willst du diesem Typen Geld geben? Ich weiß selber, wo die Hotels sind. Sorry, Kumpel – ich meine, du bist bestimmt ein guter Führer und so –, aber wir brauchen dich nicht.«

Ich sah Prabaker an. In seinen großen braunen Augen lag ein Lachen, als er mich eingehend betrachtete. Niemals habe ich einen Mann gekannt, der weniger Feindseligkeit in sich trug als Prabaker Kharre. Er war außerstande, jemandem etwas zuleide zu tun, und das spürte ich schon damals, in diesen ersten Minuten mit ihm.

»*Brauche* ich Sie, Prabaker?«, fragte ich mit gespielter Ernst.

»Oh ja!«, rief er aus. »Brauchen Sie mich so sehr, dass ich muss beinahe *weinen* für Sie! Weiß das nur Gott, was passieren für ganz schreckliche Sachen, wenn Sie nicht geführt sind von mein gute Selbst in Bombay!«

»Ich bezahle ihn«, sagte ich zu den Kanadiern. Die zuckten die Achseln und griffen nach ihrem Gepäck. »Okay. Gehen wir, Prabaker.«

Ich hob meinen Rucksack hoch, aber Prabaker packte ihn hastig.

»Trage ich Ihr Gepäck«, verkündete er höflich.

»Nein danke, es geht schon.«

Anstatt des strahlenden Lächelns bekam ich nun eine bestürzte und bittende Miene zu sehen.

»Bitte, Sir. Ist es das meine Arbeit. Ist meine Pflicht. Habe ich viel starke Rücken. Kein Problem. Schauen Sie.«

Ich fand die Vorstellung unerträglich.

»Nein, wirklich ...«

»Bitte, Mr. Lindsay, ist es das eine Ehre für mich. Sehen Sie Leute.«

Er wies mit der Hand auf die Schlepper und Führer, denen es gelungen war, Kunden zu ergattern. Jeder von ihnen schleppte nun ein Gepäckstück und marschierte entschlossen in den mörderischen Verkehr hinein, seine Kundschaft im Gefolge.

»Also gut ...«, murmelte ich widerwillig. Dies war meine erste von zahllosen Kapitulationen, die sich im Laufe der Zeit zwischen uns abspielen sollten. Das strahlende Lächeln kehrte auf Prabakers Gesicht zurück, und er hievte meinen Rucksack hoch und befestigte mit meiner Hilfe die Schulterriemen. Der Rucksack war so schwer, dass Prabaker ihn nur leicht gebückt aufladen konnte und ins Schwanken geriet, als er losmarschierte. Ich holte ihn rasch ein und blickte in sein angestregtes Gesicht. Ich kam mir vor wie ein weißer *bwana*, der einen Menschen als Lasttier benutzt, und fand das Gefühl widerwärtig.

Doch dieser kleine indische Mann lachte nur, erzählte in einem nicht enden wollenden Redeschwall von Bombay und wies mich auf Sehenswertes hin. Mit den beiden Kanadiern unterhielt er sich mit erlesener Höflichkeit. Er lächelte und rief unterwegs Bekannten Grüße zu. Und er war stark, viel kräftiger, als ich geglaubt hätte: Während des fünfzehnminütigen Marschs zum Hotel blieb er nicht ein Mal stehen.

Vier steile Stiegen in einem modrigen düsteren Treppenhaus im hinteren Teil eines großen Gebäudes am Meer brachten uns schließlich ins Foyer des India Guest House. An jedem Stockwerk sahen wir ein anderes Schild – Apsara Hotel, Star of Asia Guest House, Seashore Hotel –, was darauf schließen ließ, dass es in diesem Gebäude auf jeder Etage ein separates Hotel mit eigener Belegschaft und eigenem Stil gab.

Die beiden Kanadier, Prabaker und ich platzten mit unseren Taschen und Rucksäcken in den engen Empfangsraum. Ein großer muskulöser Indianer mit blendend weißem Hemd und schwarzer Krawatte saß hinter einem Stahltisch am Anfang des Korridors, der zu den Gästezimmern führte.

»Willkommen«, sagte er mit vorsichtigem Lächeln. »Willkommen, junge Herren.«

»Ziemliche Absteige«, murmelte der große Kanadier mit einem Blick auf die abblätternde Farbe an den Wänden und die Trennwände aus Billigfurnier.

»Ist das Mr. Anand«, warf Prabaker rasch ein. »Ist er bester Chef von bestes Hotel in Colaba.«

»Schluss damit, Prabaker!«, knurrte Mr. Anand.

Prabakers Lächeln geriet noch breiter.

»Sehen Sie, wie er ist prima Chef dieser Mr. Anand?«, raunte er und grinste mich verschwörerisch an. Dann wandte er sich lächelnd dem prima Chef zu. »Bring ich drei großartige Touristen zu Ihnen, Mr. Anand. Allerbeste Kunden für allerbestes Hotel, nicht wahr?«

»Ich hab gesagt, du sollst den Mund halten!«, fauchte Anand.

»Wie viel?«, fragte der kleinere Kanadier.

»Bitte?«, murmelte Anand und warf Prabaker einen finsternen Blick zu.

»Drei Personen, ein Zimmer, eine Nacht, wie viel?«

»Hundertzwanzig Rupien.«

»Was?«, rief der Kleinere empört. »Soll das ein Witz sein?«

»Das ist zu teuer«, fügte sein Freund hinzu. »Komm, lass uns abhauen.«

»Kein Problem«, knurrte Anand. »Sie können gerne woanders hingehen.«

Die Kanadier griffen nach ihrem Gepäck, aber Prabaker brachte sie mit einem panischen Aufschrei zum Innehalten.

»Nein! Nein! Ist es dies das allerschönstes Hotel! Bitte, gucken Sie nur an die Zimmer! Bitte, Mr. Lindsay, gucken Sie an dieses so viel hübsches Zimmer! Gucken Sie an das prima hübsches Zimmer!«

Ein Schweigen trat ein. Die beiden Kanadier blieben in der Tür stehen. Anand studierte eingehend das Hotelregister. Prabaker hielt mich am Ärmel fest. Der Führer erweckte mein Mitgefühl, und der Hotelchef rang mir Achtung ab. Anand würde nicht bitten oder uns von dem Zimmer zu überzeugen versuchen. Wenn wir es wollten, mussten wir es zu seinen Konditionen nehmen. Als er von dem Register aufblickte, warf er mir einen festen ehrlichen Blick zu, ein aufrechter Mann dem anderen. Ich fing an ihn zu mögen.

»Ich würde es gerne sehen, das hübsche Zimmer«, sagte ich.

»Ja!«, lachte Prabaker.

»Na gut, dann los!«, seufzten die Kanadier lächelnd.

»Am Ende des Flurs«, sagte Anand, ebenfalls lächelnd, nahm einen Schlüssel mit einem schweren Messinganhänger vom Brett hinter sich und warf ihn mir zu. »Letztes Zimmer rechts, mein Freund.«

In dem geräumigen Zimmer standen drei mit Laken bezogene Einzelbetten. Durch eines der Fenster blickte man aufs Meer, durch die anderen auf eine belebte Straße. Jede Wand war in einem anderen Kopfschmerzgrün gestrichen, die Decke von Rissen zerfurcht. Der Betonboden wies sonderbare Wölbungen und Wellen auf und war zur Straßenseite hin abschüssig. Von den Betten abgesehen, bestand das Mobiliar aus drei kleinen Sperrholztischen und einer ramponierten Holzkommode mit gesprungenem Spiegel. Diverse Hinterlassenschaften zeugten vom Aufenthalt ehemaliger Gäste: eine Baileys-Flasche, in der eine geschmolzene Kerze steckte, ein Kalenderblatt mit einer Straßenszene aus Neapel an der Wand, zwei einsame schrumpelige Luftballons am Deckenventilator. Es handelte sich um jene Art von Zimmer, die Menschen dazu veranlasst, ihre Namen und irgendwelche Botschaften an die Wände zu schreiben, wie man es in einer Gefängniszelle tut.

»Ich nehme es«, sagte ich.

»Ja!«, schrie Prabaker und flitzte begeistert den Flur entlang in Richtung Empfangsraum.

Die Kanadier sahen sich an und lachten.

»Dieser Typ ist nicht zum Aushalten. Der ist doch völlig durchgeknallt«, äußerte der Große.

»Kann man so sagen«, grinste der andere, bückte sich und schnüffelte an dem Laken auf einem Bett, bevor er sich vorsichtig darauf niederließ.

Prabaker kehrte mit Anand zurück, der das schwere Hotelregister schleppte. Wir schrieben uns nacheinander ein, während Anand unsere Pässe prüfte. Ich zahlte für eine Woche im Voraus. Dann gab Anand den anderen ihre Pässe zurück, meinen behielt er jedoch noch einen Moment in der Hand und klopfte sich nachdenklich damit an die Wange.

»Neuseeland?«, murmelte er.

»Ja«, sagte ich stirnrunzelnd und fragte mich, ob er etwas bemerkt hatte. Schließlich war ich der meistgesuchte Mann Australiens, geflüch-

tet vor einer zwanzigjährigen Haftstrafe, verurteilt wegen bewaffneter Raubüberfälle, und ein heißer neuer Name auf der Interpol-Liste entflohener Straftäter. *Was will er? Was weiß er?*

»Hmmm. Okay, Neuseeland, Neuseeland, Sie möchten bestimmt etwas rauchen, viel Bier, paar Flaschen Whisky, Geld wechseln, schicke Mädchen, gute Party. Wenn Sie was kaufen wollen, Sie sagen mir Bescheid, ja?«

Er klatschte mir den Pass in die Hand und ging hinaus, wobei er Prabaker noch einen giftigen Blick zuwarf. Der kleine Führer zog den Kopf ein, lächelte aber äußerst zufrieden.

»Prima Mann. Prima Chef«, sprudelte er heraus, sobald Anand verschwunden war.

»Gibt es viele Neuseeländer hier, Prabaker?«

»Nicht so sehr viele, Mr. Lindsay. Oh, aber sind sie sehr nette Burschen. Lachen, rauchen, trinken, machen Sex mit die Frauen die ganze Nacht, und dann lachen sie noch mehr und rauchen und trinken.«

»Aha. Sie wissen nicht zufällig, wo ich ein bisschen Haschisch herkriegen könnte, Prabaker?«

»Keeeein Problem! Kann ich beschaffen ein *toola*, ein Kilo, zehn Kilo, kenne ich ein ganzes Lagerhaus, das ist voll ...«

»Ich brauche kein ganzes Lagerhaus voller Hasch. Nur genug für einen Joint.«

»Hab ich grade ein Toola, zehn Gramm, von das beste afghanisches Charras hier in meine Tasche. Wollen Sie kaufen?«

»Was soll das kosten?«

»Zweihundert Rupien«, schlug er mit hoffnungsvoller Miene vor.

Ich ging davon aus, dass es hierzulande höchstens halb so viel wert war, aber zweihundert Rupien – damals etwa zwölf US-Dollar – war nur ein Zehntel des Preises, den man in Australien zahlte. Ich warf Prabaker ein Päckchen Tabak und Zigarettenpapier zu. »Okay. Rauchen wir mal einen Probejoint. Wenn ich es gut finde, kaufe ich.«

Meine zwei Zimmergenossen hatten es sich auf zwei Betten nebeneinander bequem gemacht. Als Prabaker den Brocken Haschisch zutage förderte, warfen die beiden sich einen Blick zu und beobachteten das Geschehen mit gerunzelter Stirn und geschürzten Lippen. Fasziniert und ängstlich zugleich sahen sie zu, wie der kleine Führer sich auf die Knie niederließ, um auf der staubigen Kommode den Joint zu drehen.

»Hey, meinst du wirklich, das ist eine gute Idee, Mann?«

»Ja, die könnten uns doch verpfeifen, und dann sind wir dran!«

»Ich habe ein gutes Gefühl, was Prabaker angeht. Ich glaube nicht, dass die uns reinlegen wollen«, antwortete ich und breitete meine Reisedecke auf dem Bett unter den hohen Fenstern aus. Dann legte ich meine Habseligkeiten, meine Andenken und Glücksbringer auf dem Fenstersims aus – einen schwarzen Stein, den ein Kind in Neuseeland mir geschenkt hatte, eine versteinerte Schnecke, die ein Freund von mir gefunden hatte, und ein Armband aus Habichtkrallen, das ein anderer Freund mir gemacht hatte. Ich hatte kein Zuhause mehr und kein Heimatland. Meine Taschen waren angefüllt mit Dingen, die ich von Freunden bekommen hatte: ein großer Verbandskoffer, für den sie zusammengelegt hatten, Zeichnungen, Gedichte, Muscheln, Federn. Sogar meine Kleider und die Stiefel an meinen Füßen hatten Freunde mir geschenkt. Jeder Gegenstand war ein Talisman; in meinem Exil der Flucht war das Fenstersims mein Zuhause und die Glücksbringer waren meine Heimat.

»Aber wenn euch nicht wohl ist dabei, dann geht doch spazieren oder wartet draußen, Jungs. Ich stoße wieder zu euch, wenn ich den Joint geraucht hab. Es ist einfach so, dass ich Freunden von mir versprochen habe, dass ich als Erstes Haschisch rauche und an sie denke, wenn ich nach Indien komme. Und dieses Versprechen möchte ich gerne halten. Außerdem schien der Chef es doch locker zu nehmen. Kann es Probleme geben, wenn man hier einen Joint raucht, Prabaker?«

»Rauchen, trinken, tanzen, Musik, Sexsache, ist es das alles kein Problem hier«, versicherte uns Prabaker fröhlich und blickte einen Moment auf. »Ist es alles erlaubt und kein Problem hier. Nur nicht schlagen. Schlägerei ist viel schlecht Benehmen in das India Guest House.«

»Seht ihr? Kein Problem.«

»Und sterben«, fügte Prabaker hinzu und wackelte nachdenklich mit dem Kopf. »Mag er das gar nicht, der Mr. Anand, wenn sie hier sterben, die Leute.«

»Was? Was redet er da vom Sterben?«

»Meint er das ernst? Wer will denn verflucht noch mal hier *sterben?* Großer Gott!«

»Ist das kein Problem mit Sterben, *baba*«, verkündete Prabaker beruhigend und reichte den verstörten Kanadiern den akkurat gedrehten

Joint. Der Große nahm ihn in Empfang und zündete ihn an. »Sterben nicht viele Leute in das India Guest House, nur diese Junkies, die mit das dürres Gesicht, wisst ihr. Für euch ist es das alles kein Problem mit eure wunderschön fette Körper.«

Mit entwaffnendem Lächeln brachte er mir den Joint. Als ich ihn zurückgab, zog er mit sichtlichem Genuss daran und gab ihn wieder den Kanadiern.

»Ist es das gutes Charras, ja?«

»Wirklich gut, das Zeug«, bestätigte der Große. Sein Lächeln war offen und herzlich – so warm und freundlich, wie ich es in all den Jahren danach immer wieder bei Kanadiern erlebt habe und wie ich es seither mit Kanada verbinde.

»Ich nehme es«, sagte ich zu Prabaker, der mir daraufhin den Hasischbrocken übergab. Ich brach das Zehn-Gramm-Stück entzwei und warf eine Hälfte dem großen Kanadier zu. »Hier. Für eure Zugfahrt nach Poona morgen.«

»Danke, Mann«, sagte der und zeigte das Piece seinem Freund. »Du bist echt okay. Verrückt, aber schwer in Ordnung.«

Ich holte eine Flasche Whisky aus meinem Rucksack und brach das Siegel. Auch das war ein Ritual; ich hatte einer Freundin aus Neuseeland versprochen, einen Whisky zu trinken und an sie zu denken, sollte es mir gelingen, mit meinem falschen Pass nach Indien zu gelangen. Diese kleinen Rituale – der Joint und der Whisky – bedeuteten mir viel, weil ich mir sicher war, diese Freundin und alle anderen Freunde ebenso für immer verloren zu haben wie meine Familie. Ich war mir sicher, dass ich sie niemals wiedersehen würde. Ich war allein auf der Welt, ohne Hoffnung auf Rückkehr, und mein Leben bestand aus Erinnerungen, Glücksbringern und Versprechen.

Ich wollte die Flasche gerade ansetzen, doch dann bot ich sie, einer Eingebung folgend, Prabaker zuerst an.

»Viel großer Dank, Mr. Lindsay«, sprudelte er begeistert hervor. Er legte den Kopf in den Nacken und goss sich einen großen Schluck Whisky in den Rachen, ohne die Flasche mit den Lippen zu berühren. »Ist er sehr gut, erste Klasse, Johnnie Walker, oh ja.«

»Sie können ruhig noch mehr trinken.«

»Nur ein winzig Stückchen, danke sehr.« Gluckernd ließ Prabaker

noch einen Schluck in seinen Mund rinnen. Dann ließ er die Flasche sinken, leckte sich die Lippen und hielt sie ein drittes Mal über den geöffneten Mund. »Verzeihung, aaah, bitte um Verzeihung. Ist er so sehr gut, diese Whisky, dass ich bekomme schlechte Manieren.«

»Wenn er Ihnen so gut schmeckt, behalten Sie die Flasche doch. Ich habe noch eine zweite. Ich hab sie zollfrei im Flugzeug gekauft.«

»Oh, danke sehr ...«, erwiderte Prabaker, aber sein Lächeln hatte einen schmerzhaften Zug.

»Was ist los? Wollen Sie ihn nicht?«

»Ja, ja, Mr. Lindsay, sehr viel ja. Aber hätte ich gewusst, dass dies ist mein Whisky und nicht der von Sie, wäre ich nicht so großzügig gewesen mit das mein gute Selbst.«

Die Kanadier lachten.

»Ich sag Ihnen was, Prabaker. Sie kriegen die zweite Flasche, und wir vier teilen uns die angebrochene. Was halten Sie davon? Und hier sind die zweihundert Rupien für das Haschisch.«

Das Lächeln erstrahlte wieder, und Prabaker nahm die volle Flasche in Empfang und wiegte sie zärtlich im Arm.

»Aber, Mr. Lindsay, machen Sie ein Fehler. Sage ich Ihnen jetzt was: dieses sehr bestes Charras kostet *hundert* Rupien, nicht zweihundert.«

»Hm.«

»Oh ja. Nur hundert Rupien«, erklärte er und gab mir entschieden einen der Geldscheine zurück.

»Okay. Hören Sie, Prabaker, ich habe Hunger. Ich habe im Flugzeug nichts gegessen. Könnten Sie mir vielleicht ein gutes sauberes Restaurant zeigen?«

»Aber sicher ja, Mr. Lindsay, Sir! Kenne ich ein viel prima Restaurant mit solches Wunder von Essen, dass Sie werden ganz krank sein vor Glück!«

»Überredet«, sagte ich, stand auf und steckte Geld und Pass ein. »Kommt ihr zwei mit?«

»Was, da raus? Ist nicht dein Ernst.«

»Na, später vielleicht. Eher *viel* später. Aber wir passen hier auf dein Zeug auf und warten auf dich.«

»Okay, wie ihr meint. Ich bin in ein paar Stunden wieder da.«

Prabaker verbeugte sich formvollendet und verabschiedete sich. Ich

folgte ihm zur Tür. Als wir gerade rausgehen wollten, rief der große Kanadier mir nach: »Hey, Mann ... sei vorsichtig da draußen, okay? Ich meine, du kennst dich hier nicht aus. Du solltest keinem trauen. Das ist kein Dorf hier. Die Inder aus der Stadt sind ... na ja, pass einfach auf, okay?«

Am Empfangstisch verstaute Mr. Anand meinen Pass, meine Reiseschecks und den Großteil meines Bargelds in seinem Safe und stellte mir eine ausführliche Quittung aus. Dann begab ich mich auf die Straße, wobei mir die Worte des jungen Kanadiers so aufgeregt im Kopf umherflatterten wie Möwen über der Brandung.

Prabaker hatte uns auf einer breiten, von Bäumen gesäumten und relativ menschenleeren Straße zum Hotel geführt, die vom hohen Steintor des Gateway of India Monument entlang der Küste verlief. Die Straße vor dem Hotel dagegen war voller Menschen und Fahrzeuge, und Stimmengewirr und Verkehrslärm erzeugten ein dumpfes Dröhnen wie prasselnder Regen auf Blechdächern.

Hunderte von Menschen waren hier unterwegs oder standen in Gruppen beisammen. Geschäfte, Restaurants und Hotels drängten sich dicht an dicht, und vor jedem Haus fand sich ein Verkaufsstand, der von zwei oder drei Händlern auf Klappstühlen betrieben wurde – Afrikanern, Arabern, Europäern oder Indern. Mit jedem Schritt drangen neue Sprachen und neue Musik an mein Ohr, und vor jedem Restaurant lag ein anderer aromatischer Geruch in der heißen Luft.

Männer mit Ochsenkarren oder Handwagen manövierten sich durch den Verkehr, um Wassermelonen, Reissäcke, Limonade, voll gehängte Kleiderständer, Zigaretten oder Eisblöcke zu liefern. Dicke Geldbündel wurden gezählt und wechselten den Besitzer; wir befanden uns auf dem Devisenschwarzmarkt, hatte Prabaker mir erklärt. Ich sah Bettler, Jongleure, Akrobaten, Schlangenbeschwörer, Musiker, Wahrsager, Handleser, Zuhälter und Drogenhändler. Und die Straße war schmutzig. Ohne Vorwarnung wurde Müll aus den Fenstern geworfen, und auf dem Gehweg und in der Straßenmitte lagen große Abfallhaufen, an denen sich fette, furchtlose Ratten gütlich taten.

Am meisten stachen mir jedoch die zahllosen verkrüppelten und siechen Bettler ins Auge. Jede erdenkliche Krankheit, jede Behinderung und jede Form von Entbehrung war in dieser Straße unterwegs, stand am

Eingang von Restaurants und Läden oder näherte sich den Fußgängern mit versierten Klagerufen. Wie bei meinem ersten Blick auf die Slums trieb mir auch dieses Erlebnis die Schamesröte ins Gesicht. Doch während Prabaker mich durch das Getümmel führte, lenkte er meine Aufmerksamkeit immer wieder auf Szenen, die das groteske erschreckende Bild etwas milder wirken ließen: Eine Gruppe von Bettlern saß in einem Eingang und spielte Karten, ein paar blinde Männer führten sich genüsslich Reis und Fisch zu Gemüte, und lachende Kinder zankten sich darum, wer als Nächstes auf dem kleinen Rollkarren bei dem Mann ohne Beine mitfahren durfte.

Prabaker warf mir immer wieder Seitenblicke zu.

»Unser Bombay – gefällt es Ihnen?«

»Wunderbar«, sagte ich, und das war die Wahrheit. In meinen Augen war diese Stadt hinreißend schön, aufregend und wild. Romantisch anmutende Kolonialbauten standen neben verspiegelten modernen Bürogebäuden. Vor halb verfallenen niedrigen Wohnhäusern wurde Obst und Gemüse und schimmernde Seide im Überfluss angeboten. Aus jedem Geschäft und jedem Taxi hörte man Musik. Die Farben waren leuchtend und prachtvoll, die Düfte betörend. Und nirgendwo auf der Welt hatte ich in so vielen Augen ein Lächeln gesehen wie bei den Menschen in dieser Straße.

Und Bombay strahlte Freiheit aus – berausende Freiheit. Ich sah diesen freien ungehinderten Geist, wo ich auch hinblickte, und ich spürte, wie mir das Herz aufging. Selbst die brennende Scham, die ich empfunden hatte, als ich zum ersten Mal die Slums und Bettler sah, verschwand mit der Erkenntnis, dass diese Männer und Frauen frei waren. Niemand vertrieb die Bettler von der Straße. Niemand verbannte die Slumbewohner. Ihr Leben mochte elend sein, doch sie durften es in denselben Gärten und Straßen zubringen wie die Reichen und Mächtigen. Sie waren frei. Diese Stadt war frei, und ich liebte sie.

Dennoch machten mich die Wucht der Bedürfnisse, das wilde Treiben, gezeugt aus Nöten und Begehrlichkeiten, die Heftigkeit der Bitten und Machenschaften auf der Straße innerlich unruhig. Ich sprach keine der Sprachen, die an mein Ohr drangen. Ich wusste nichts über die unterschiedlichen Kulturen dieses Landes, über die Menschen in Saris, fremdartigen Gewändern, Turbanen. Ich kam mir vor wie in einem schwer ver-

ständlichen Theaterstück, das ich nicht kannte. Doch ich lächelte, und das Lächeln fiel mir leicht, so fremd und verwirrend meine Umgebung auch auf mich wirkte. Ich war auf der Flucht. Ich wurde gesucht, gejagt, auf meinen Kopf war ein Preis ausgesetzt. Und ich war ihnen immer noch einen Schritt voraus. Ich war frei. Auf der Flucht ist jeder Tag ein ganzes Leben. Jede Minute in Freiheit ist eine Kurzgeschichte mit Happy End.

Und ich war froh, Prabaker an meiner Seite zu haben. Ich merkte, dass er von vielen unterschiedlichen Menschen auf der Straße herzlich begrüßt wurde.

»Müssen Sie sein viel hungrig, Mr. Lindsay«, äußerte Prabaker. »Sind Sie ein glücklicher Mann, wenn ich sagen darf, und hat er immer gute Appetit ein Glücklicher.«

»Ja, ich habe Hunger, ziemlich sogar. Wo ist dieses Restaurant überhaupt? Wenn ich gewusst hätte, dass es so ein weiter Marsch ist, hätte ich mir einen Imbiss mitgenommen.«

»Nur noch klein bisschen – nicht mehr zu weit«, antwortete Prabaker fröhlich.

»Aha ...«

»Oh ja! Bringt es Sie zu bestes Restaurant mein gute Selbst, mit viel köstlichem Essen aus Maharashtra. Genießen sie das sehr prima Essen, kein Problem. Essen sie alle Bombay Führer da. Ist es so gut das Essen, dass sie müssen der Polizei nur Hälfte von normalem Bakschisch zahlen. So gut ist es das Essen.«

»Aha.«

»Oh ja! Aber erst will ich kaufen indische Zigarette für Sie und für mein gutes Selbst. Hier, halten wir hier.«

Er trat zu einem Klapptisch, auf dem ein Karton mit unterschiedlichen Zigarettenschachteln und ein großes Messingtablett mit mehreren Silberschalen standen, die Kokosraspeln, Gewürze und diverse unidentifizierbare Pasten enthielten. Neben dem Tisch trieben spitze Blätter in einem Eimer Wasser. Der Zigarettenverkäufer trocknete die Blätter ab, bestrich sie mit mehreren Pasten, füllte sie mit gehackten Datteln, Kokosraspeln, Betel und Gewürzen und rollte sie fest zusammen. Die Kunden, die sich um den Tisch drängten, rissen ihm die gerollten Blätter aus den Händen, sobald sie fertig waren.

Prabaker drängte sich nach vorne und wartete auf den richtigen

Moment, um seine Bestellung anzubringen. Ich reckte mich, um ihn im dichten Gedränge nicht aus den Augen zu verlieren, und ging dabei rückwärts. Als ich vom Gehweg auf die Straße trat, hörte ich einen Aufschrei.

»Vorsicht!«

Zwei Hände packten meinen Ellbogen und rissen mich just in dem Moment zurück, als ein breiter Doppeldeckerbus vorbeidonnerte. Der Bus hätte mich überfahren, wäre ich nicht zurückgehalten worden. Als ich mich umdrehte, um zu erfahren, wem ich meine Rettung verdankte, stand ich vor der schönsten Frau, die ich je gesehen hatte. Sie war schlank, hatte schulterlanges, schwarzes Haar und helle Haut. Obwohl sie nicht groß war, wirkte sie durch ihre aufrechte Haltung und ihren festen Stand kraftvoll und entschlossen. Sie trug Pumphosen aus Seide, flache schwarze Schuhe, ein lose fallendes Baumwollhemd und einen langen breiten Seidenschal. Ihre Kleidung schillerte in unterschiedlichen Grüntönen, und die beiden Enden des Seidenschals wirbelten und flat-terten auf ihrem Rücken wie eine Mähne.

Der Schlüssel zu allem, was ein Mann an dieser Frau lieben und fürchten sollte, offenbarte sich schon in jenem ersten Augenblick – in dem ironischen Lächeln, das ihre vollen geschwungenen Lippen umspielte. Stolz zeichnete sich in diesem Lächeln ab und Selbstsicherheit in ihrer schmalen feinen Nase. Ohne auch nur im Geringsten zu verstehen, weshalb, war ich mir sicher, dass viele Menschen ihren Stolz für Überheblichkeit und ihre Selbstsicherheit für Gleichgültigkeit hielten. Diesen Fehler be-ging ich nicht. Mein Blick verlor sich, schwebte und trieb in der schim-mernden Lagune ihres klaren Blicks. Ihre Augen waren groß und unfass- bar grün. So grün wie Bäume in besonders intensiven Träumen. So grün wie der Ozean, wenn der Ozean vollkommen wäre.

Ihre Hand ruhte noch immer in meiner Armbeuge, neben dem Ellbo- gen. Die Berührung war so, wie die Berührung einer Liebsten sein soll: vertraut, und doch so erregend wie eine geflüsterte Verheißung. Ich ver- spürte den schier unwiderstehlichen Drang, die Hand dieser Frau zu neh- men und sie auf meine Brust zu legen, nahe dem Herzen. Vielleicht hät- te ich das damals tun sollen. Heute weiß ich, dass ihr die Geste gefallen und dass sie gelacht hätte. Doch damals waren wir Fremde, und so ver- harreten wir fünf lange Sekunden in der Bewegung und starrten uns in

die Augen, umwirbelt von all jenen anderen Welten, all den möglichen Leben, die es niemals geben würde. Dann sprach sie.

»Das war knapp. Glück gehabt.«

»Ja«, sagte ich und lächelte. »Habe ich immer noch.«

Ihre Hand entfernte sich von meinem Arm. Die Geste wirkte locker und entspannt, doch für mich war sie so erschreckend, als sei ich ruckartig aus einem bunten und beglückenden Traum erwacht. Ich beugte mich vor und blickte links und rechts an der Frau vorbei.

»Was ist?«, fragte sie.

»Ich halte Ausschau nach Ihren Flügeln. Sie sind doch mein Schutzengel, oder nicht?«

»Ich fürchte nein«, erwiderte sie mit einem kleinen Lächeln, das Grübchen in ihren Wangen erscheinen ließ. »Ich habe zu viel vom Teufel in mir.«

»Um wie viel genau handelt es sich denn?«, erkundigte ich mich grinsend.

Auf der anderen Seite des Tabaktisches stand eine Gruppe junger Inder. Einer von ihnen, ein gutaussehender sportlicher Typ Mitte zwanzig, trat auf die Straße und rief: »Karla! Komm schon, *yaar!*«

Die Frau wandte sich um und winkte ihm zu, dann verabschiedete sie sich mit einem Händedruck, der fest, aber ebenso vieldeutig war wie ihr Lächeln. Vielleicht mochte sie mich, vielleicht war sie aber auch froh, mich wieder loszuwerden.

»Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet«, sagte ich, als sie meine Hand losließ.

»Wie viel Teufel ich in mir habe?«, erwiderte sie, und das ironische Lächeln erschien wieder. »Das ist eine sehr persönliche Frage. Wenn ich's mir recht überlege, ist das sogar die persönlichste Frage, die mir je gestellt wurde. Aber wenn Sie mal im Leopold's vorbeischaun, bekommen Sie vielleicht eine Antwort.«

Ihre Freunde standen nun auf unserer Seite des Tabakstands, und sie gesellte sich zu ihnen. Diese jungen Inder trugen die gepflegte westlich-modische Kleidung der Mittelschicht. Sie lachten viel und berührten sich freundschaftlich, doch Karla blieb von dieser Vertrautheit ausgeschlossen. Sie schien von einer Aura umgeben, die anziehend und undurchdringlich zugleich war. Ich trat näher und tat, als beobachte ich den Zigarettenverkäufer mit seinen Blättern und Pasten. Als Karla mit ihren

Freunden sprach, horchte ich angestrengt, verstand jedoch die Sprache nicht. Ihre Stimme klang jetzt erstaunlich tief und kehlige, und ich spürte, wie sich die Haare an meinen Armen aufrichteten. Auch das hätte ich wohl als Warnung verstehen sollen. *Die Stimme*, sagen die afghanischen Ehestifter, *macht die halbe Liebe aus*. Doch das wusste ich damals nicht, und mein Herz begab sich flugs dorthin, wo sogar die Ehestifter Vorsicht walten lassen.

»Schauen Sie, Mr. Lindsay, hab ich gekauft zwei Zigaretten für uns«, verkündete Prabaker, als er wieder zu mir trat und mir mit großer Geste eine der beiden offerierte. »Ist dies Indien, das Land von die arme Leute. Muss man hier nicht kaufen eine ganze Schachtel Zigaretten. Nur eine, kauft man nur eine. Und muss man auch nicht kaufen Streichhölzer.«

Er beugte sich vor und griff nach einem Hanfseil mit glühendem Ende, das mit einem Haken an dem Telegrafmasten neben dem Zigarettenstand befestigt war. Prabaker pustete die Asche weg und entzündete seine Zigarette an der Glut.

»Was rollt der Mann da? In diesen Blättern?«

»Heißt es *paan*. Ist das ein sehr prima Geschmack für Kauen. In Bombay kauen alle und spucken, kauen und spucken mehr, kein Problem, auch Tag und Nacht. Ist es sehr gut für Gesundheit, das viel Kauen und viel Spucken. Wollen Sie probieren? Hole ich für Sie.«

Ich nickte, nicht so sehr wegen meines Interesses an Paan, sondern weil mir die Bestellung Gelegenheit gab, Karla noch länger anzusehen. Sie wirkte so locker und entspannt in ihrer Umgebung, gehörte zu dieser Straße und deren geheimen Geschichten. Was auf mich verwirrend wirkte, schien für sie alltäglich. Ich dachte wieder an den Ausländer, den ich im Slum gesehen hatte. Wie er, schien Karla sich wohlzufühlen in Bombay, und ich beneidete sie um die Zuwendung und Freundlichkeit, die ihr von den anderen zuteilwurde.

Doch vor allem war ich von ihrer Anmut gefesselt. Ich sah sie an, eine Fremde, und jeder Atemzug kämpfte sich den Weg durch meine Brust. Etwas umklammerte mein Herz wie eine Faust, die sich zusammenballt, und eine Stimme in meinem Blut raunte *ja, ja, ja ...* In den alten Sanskritlegenden ist die Rede von der schicksalhaften Liebe, der karmischen Verbindung zwischen zwei Seelen, die bestimmt sind, aufeinander zu treffen und sich zu verzaubern. Die Legenden sagen, dass man die Geliebte

augenblicklich erkennt, da man jede Geste, jeden Gedanken, jede Bewegung, jeden Laut und jedes Gefühl liebt, von dem ihre Augen erzählen. Die Legenden sagen, dass wir sie an ihren Flügeln erkennen – Flügeln, die nur wir sehen können – und an dem Verlangen nach ihr, das jedes andere Liebesbegehren ersterben lässt.

Jene Legenden warnen auch davor, dass solch schicksalhafte Liebe manchmal auch nur von einer der beiden verwobenen Seelen Besitz ergreift. Doch Weisheit ist eigentlich das Gegenteil von Liebe. Die Liebe überlebt in uns, weil sie ganz und gar nicht weise ist.

»Ah, schauen Sie das Mädchen«, bemerkte Prabaker, als er mit dem Paan zurückkehrte und meinen Blick verfolgte. »Finden Sie schön diese Mädchen, *na*? Ist das die Karla.«

»Sie *kennen* sie?«

»Oh ja! Karla ist sie gekannt von allen«, raunte er so laut, dass ich fürchtete, sie könnte ihn hören. »Wollen Sie treffen?«

»Treffen?«

»Wenn Sie wollen, spreche ich mit ihr. Wollen Sie sein der Freund von ihr?«

»Was?«

»Oh ja! Ist sie eine Freundin von mir, die Karla, und wird sie sicher auch Freundin sein von Sie. Vielleicht können Sie verdienen viel Geld für Ihr prima Selbst in Geschäft mit Karla. Vielleicht werden Sie so gute und prima Freunde, dass Sie haben viele Sex zusammen und machen Ihre Körper große Freude. Bestimmt haben Sie viele freundliche Lust.«

Prabaker rieb sich wahrhaftig schon die Hände. Seine Zähne und seine Lippen waren rot gefleckt vom Paansaft. Ich musste ihn am Arm packen, damit er nicht zu Karla und ihren Freunden marschierte.

»Nein! Halt! Reden Sie doch um Himmels willen leiser, Prabaker! Wenn ich mit ihr sprechen will, kann ich das alleine tun.«

»Oh, verstehe ich das«, sagte er und blickte verlegen. »Ist, was sie nennen *Vorspiel* die Fremden, nicht?«

»Nein! Vorspiel ist ... ach, vergessen Sie das mit dem Vorspiel.«

»Oh, gut! Vergesse ich immer die Vorspiele, Mr. Lindsay. Bin ich indischer Kerl, und kümmern wir indische Kerle nicht um Vorspielen. Wollen wir gleich hupsen und stoßen, oh ja!«

Er umfasste den imaginären Körper einer Frau, machte rhythmische

Bewegungen mit seinen schmalen Hüften und entblößte dabei entzückt lächelnd seine rot verfärbten Zähne.

»Hören Sie sofort auf!«, fauchte ich und blickte rasch zu Karla und ihren Freunden hinüber, um zu sehen, ob wir beobachtet wurden.

»Ist gut, Mr. Lindsay«, seufzte Prabaker ergeben und verlangsamte seine Hüftbewegungen, bis sie ganz zum Erliegen kamen. »Aber kann ich immer noch gutes Angebot machen für Freundschaft mit die Miss Karla, wenn Sie wollen?«

»Nein! Ich meine – nein danke. Ich möchte ihr kein eindeutiges Angebot machen. Ich ... ach, zum Teufel, was soll's. Sagen Sie mir nur ... der Mann, der jetzt redet – welche Sprache spricht er?«

»Spricht er die Hindi-Sprache, Mr. Lindsay. Warten Sie eine Minute, dann ich sage Ihnen, was er redet.«

Prabaker begab sich auf die andere Seite des Standes und mischte sich ungeniert unter Karlas Freunde. Keiner beachtete ihn. Er nickte, stimmte in das allgemeine Gelächter ein und kehrte nach ein paar Minuten zurück.

»Erzählt er prima komische Geschichte über ein Inspektor bei die Polizei von Bombay, ein Mann mit viel große Macht hier in diese Gegend. Hat er ein sehr viel schlaue Kerl in das Gefängnis gesperrt, der Inspektor, aber hat er der schlauer Kerl überredet den Inspektor, ihn freizulassen, weil hat Gold und Juwelen. Und als er ist dann frei, hat er verkauft Gold und Juwelen der schlauer Kerl dem Inspektor. Aber waren sie nicht echt, Gold und Juwelen. Waren sie Imitat und sehr billig. Und ist es das allerschlimmes Unheil, dass er hat eine Woche gewohnt in Inspektors Haus, der schlauer Kerl, bevor er die unechte Juwelen verkauft. Und gibt es jetzt das großes Gerücht, dass er hatte Sex mit die Frau von Inspektor, der schlauer Kerl. Und ist er jetzt ganz wild der Inspektor so wütend, dass alle rennen, wenn sie ihn sehen.«

»Woher kennen Sie sie? Wohnt sie hier?«

»Wen kennen, Mr. Lindsay – die Frau von Inspektor?«

»Nein, natürlich nicht! Ich meine diese andere Frau – Karla.«

»Wissen Sie«, sagte Prabaker und runzelte zum ersten Mal ernsthaft die Stirn, »gibt es viele, viele Mädchen in dies Bombay. Sind wir fünf Minuten entfernt von Ihr Hotel. In diese fünf Minuten haben wir gesehen viel hundert Mädchen. In die nächste fünf Minuten sehen wir noch

mehr hundert Mädchen. Jede fünf Minuten mehr hundert Mädchen. Und wenn wir gehen weiter, sehen wir hundert und hundert und hundert und hundert –«

»Ja, Hunderte Mädchen, großartig!«, unterbrach ich ihn sarkastisch, lauter als beabsichtigt. Ich blickte mich um. Einige Leute betrachteten mich mit unverhohlener Verachtung. Mit gesenkter Stimme fuhr ich fort: »Ich will nichts wissen über Hunderte von Mädchen, Prabaker. Ich ... interessiere mich ... nur ... für dieses eine Mädchen, okay?«

»Okay, Mr. Lindsay, erzähle ich alles. Die Karla – ist sie ein berühmte Geschäftsmann in Bombay. Sehr lange ist sie auch schon hier. Fünf Jahre vielleicht. Hat sie ein kleines Haus, nicht weit entfernt. Kennt jeder die Karla.«

»Woher kommt sie?«

»Glaub ich, Deutsch oder so.«

»Aber ihre Aussprache hört sich amerikanisch an.«

»Ja, *hört* an, aber ist sie von Deutsch oder ähnlich dem Deutsch. Und ist jetzt fast sehr indisch. Wollen Sie jetzt Essen?«

»Ja, gleich.«

Karlas Freunde verabschiedeten sich am Paanstand und verschwanden im Getümmel der Straße. Karla schloss sich ihnen an. Auch ihr Gang war aufrecht, fast trotzig. Ich sah ihr nach, bis sie in der wogenden Menschenmenge unterging, doch sie drehte sich nicht um.

»Kennen Sie ein Lokal namens Leopold's?«, fragte ich Prabaker, als wir zusammen weitergingen.

»Oh ja! Wundervoll und wunderbar dort, in Leopold's Beer Bar. Sind sie ganz viele wundervolle, wunderbare Leute dort, prima, prima und wunderbare Leute. Viele Ausländer, die alle machen gutes Geschäft. Sexgeschäft und Drogengeschäft und Geldgeschäft und Schwarzmarktgeschäft und unanständiges Fotosgeschäft und Schmugglergeschäft und Ausweisgeschäft und ...«

»Ist gut, Prabaker, ich hab verstanden.«

»Wollen Sie dahin?«

»Nein. Später vielleicht.« Ich blieb stehen, und Prabaker tat es mir gleich. »Hören Sie, wie werden Sie von Ihren Freunden genannt? Ich meine, haben Sie auch einen kürzeren Namen als Prabaker?«

»Oh ja, habe ich auch kurze Name. Mein kurze Name ist Prabu.«

»Prabu ... gefällt mir.«

»Bedeutet *der Sohn des Licht* oder etwas so. Ist es gute Name, ja?«

»Ein guter Name, ja.«

»Und Ihre gute Name, Mr. Lindsay, ist er nicht so gut, wenn ich mal sagen darf, zu Ihr Gesicht. Gefällt er mir nicht diese lange Name. Ist quietschig, wenn indische Mensch ihn sagen.«

»Nein? Gefällt Ihnen nicht?«

»Tut mir leid, wirklich, nein. Ganz nicht. Keine bisschen. Nicht einmal ein winzig kleine –«

»Tja«, sagte ich lächelnd, »ich fürchte, da kann ich nichts dran ändern.«

»Denke ich, ein kurze Name – *Lin* – ist er viel besser«, schlug Prabaker vor. »Wenn Sie haben nichts dagegen, nenne ich Sie *Lin*.«

Dieser Name war so gut wie all die anderen, die ich mir seit meiner Flucht gegeben hatte – nicht mehr und nicht weniger falsch. In den letzten Monaten hatte ich begonnen, die wechselnden Namen, die ich mir ausdachte oder die andere mir gaben, mit einer gewissen amüsierten Ergebenheit hinzunehmen. *Lin*. Niemals hätte ich diese Abkürzung für mich selbst erfunden. Doch der Name klang richtig für mich, denn ich hörte den Voodoo darin, den Klang von Fügung und Vorhersehung. Und er gehörte sofort zu mir, so wie mein verlorener, geheimer Geburtsname, unter dem ich zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden war, einst zu mir gehört hatte.

Ich blickte hinunter in Prabakers rundes Gesicht und seine großen, dunklen, schelmischen Augen und nickte, lächelte, willigte ein. Damals konnte ich noch nicht wissen, dass ich irgendwann unter diesem Namen, den der kleine Führer aus Bombay mir gegeben hatte, Tausenden von Menschen von Colaba bis Kandahar, von Kinshasa bis Berlin bekannt sein würde. Das Schicksal braucht Komplizen, und die Steine in seiner Mauer sind verfugt mit beiläufigen kleinen Handlungen wie dieser. Wenn ich heute zurückblicke, kann ich sehen, dass dieser scheinbar unwichtige Augenblick, in dem ich jenen Namen empfing, auf den ich mit einem einfachen *Ja* oder einem abergläubischen *Nein* reagieren konnte, tatsächlich ein Moment war, der über mein Leben bestimmte. Die Rolle, die ich unter diesem Namen spielte, und die Figur, zu der ich wurde – *Linbaba* – war realer und meinem wahren Selbst näher als mein bisheriges Leben.

»Ja, Lin ist okay.«

»Sehr, sehr gut! Bin ich so sehr froh, dass du diese Name magst. Und wie der mein Name bedeutet in Hindi-Sprache *Sohn des Licht*, hat auch dein Name prima und glücklich Bedeutung.«

»Ach ja? Was bedeutet *Lin* auf Hindi?«

»*Penis!*«, verkündete Prabaker strahlend, sichtlich in der Erwartung, dass ich seine Begeisterung teilen würde.

»Ah. Toll. Das ist wirklich ... toll.«

»Ja, sehr toll, sehr glücklich, viel, viel prima. Bedeutet es das nicht genau, aber klingt wie *ling*, oder *lingam*, was heißt Penis.«

»Das geht nicht, Mann«, protestierte ich und ging weiter. »Ich kann doch nicht als Mr. Penis durch die Gegend laufen! Das meinst du nicht ernst, oder? Ich seh's schon vor mir – *oh, schön, Sie kennen zu lernen, ich heiße Penis*. Ausgeschlossen. Vergiss es. Wir sollten bei Lindsay bleiben.«

»Nein! Nein! Lin, sag ich dir, ist es das prima Name, hat er große Macht, ein glücklich Name, sehr sehr glücklich! Werden sie lieben diese dein Name die Leute, wenn sie hören. Komm, zeig ich dir. Will ich diese Whiskygeschenk von dir abgeben bei mein Freund, Mr. Sanjay. Hier, in diese Laden. Kannst du sehen, wie er mag diese dein Name.«

Ein paar Schritte weiter betraten wir einen kleinen Laden. Über der offenen Tür hing ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift:

RADIO KRANK
Elektrische Reparatur
Elektrische Verkauf und Reparatur
Sanjay Deshpande Besitzer

Sanjay Deshpande war ein stämmiger Mann Ende fünfzig mit grauweißem Haar und buschigen weißen Augenbrauen. Er saß hinter einem dunklen Holztresen, umgeben von Billigradios, ausgeweideten Kassettenrekordern und Schachteln mit Einzelteilen. Prabaker gab einen Redeschwall auf Hindi von sich und reichte die Whiskyflasche über den Tresen. Mr. Deshpande umfasste sie mit einer fleischigen Pranke, ohne sie zu betrachten, und ließ sie unter dem Tresen verschwinden. Dann zog er ein Bündel Rupien aus seiner Hemdtasche, zählte ein paar Scheine ab und schob sie mit der flachen Hand zu Prabaker hinüber. Der griff nach

dem Geld und verstaute es mit einer raschen Bewegung, die mich an den Tentakelgriff eines Tintenfischs denken ließ. Dann winkte er mich nach vorne.

»Ist das mein sehr gute Freund«, teilte er Mr. Deshpande mit und klopfte mir auf den Rücken. »Ist er aus Neuseeland.«

Mr. Deshpande gab eine Art Grunzen von sich.

»Ist heute gerade gekommen nach Bombay. Wohnt in India Guest House.«

Mr. Deshpande grunzte erneut und beäugte mich neugierig, aber nicht eben freundlich.

»Heißt er Lin. Mr. Linbaba«, verkündete Prabaker.

»Wie heißt er?«, fragte Mr. Deshpande.

»Lin.« Prabaker grinste. »Linbaba.«

Mr. Deshpande zog mit einem verblüfften Lächeln seine eindrucksvollen Brauen hoch.

»Linbaba?«

»Oh ja!«, rief Prabaker entzückt. »Lin. Lin. Und ist er auch ein sehr nette Mensch.«

Mr. Deshpande streckte mir die Hand hin. Wir begrüßten uns, dann zog Prabaker mich am Ärmel Richtung Tür.

»Linbaba!«, rief Mr. Deshpande uns nach. »Willkommen in Bombay. Sie haben Walkman oder Kamera oder GhettoBlastergerät zu verkaufen, dann kommen Sie zu mir, Sanjay Deshpande bei Radio Krank. Ich mache beste Preis.«

Ich nickte, und wir traten auf die Straße hinaus. Prabaker zog mich ein Stück weiter, dann blieb er unvermittelt stehen.

»Hast du gesehen, Mr. Lin? Wie prima mag er dein Name?«

»Schon möglich«, murmelte ich, von seiner Begeisterung gleichermaßen verwirrt wie von der kurzen Unterhaltung mit Mr. Deshpande. Als ich Prabaker näher kennen lernte und er mein Freund wurde, bemerkte ich, dass er zutiefst davon überzeugt war, dass sein Lächeln etwas verändern könne – in den Herzen der Menschen und in der Welt. Natürlich hatte er recht, aber ich brauchte lange, um diese Wahrheit zu verstehen und sie anzunehmen.

»Was bedeutet dieses *baba* am Ende des Namens? Lin verstehe ich ja jetzt. Aber was hat es mit dem *Linbaba* auf sich?«

»*Baba* ist das Zeichen für Respekt«, antwortete Prabaker vergnügt. »Sagen wir *baba* am Ende von dein Name oder Name von jemand Besondere, ist es wie Respekt für Lehrer oder heilige Person oder ein sehr, sehr alter –«

»Okay, hab verstanden, aber deshalb ist mir nicht wohler bei der Sache, Prabu, das muss ich dir sagen. Diese ganze *Penis*-Geschichte ... ich weiß nicht recht.«

»Aber hast du gesehen Mr. Sanjay Deshpande! Hast du gesehen, wie er gemocht hat dein Name! Schaust du, zeige ich, wie sie mögen diese dein Name die Leute. Schau, schau, sage ich ihnen alle! Linbaba! Linbaba! Linbaba!«

Prabaker rief meinen Namen lauthals anderen Passanten zu.

»Schon gut, Prabu, schon gut, ich glaube dir. Beruhig dich bitte.« Nun packte *ich* ihn am Ärmel und zog ihn weiter. »Ich dachte, du wolltest den Whisky *trinken*?«

»Ah ja«, seufzte er, »wollte ich trinken und hab ich getrunken im Kopf. Aber mit diese Geld von dein guter Whisky, das ich hab bekommen von Mr. Sanjay, Linbaba, kann ich kaufen zwei Flaschen sehr schlechter und schöner billiger indischer Whisky für mich und auch noch prima neue Hemd in rote Farbe, ein Toola gute Charras, Karten für Hindi-Film mit Aircondition und zwei Tage Essen. Aber warte, Linbaba, isst du nicht dein Paan. Musst du jetzt stecken in Seite von Mund und kauen, sonst wird alt und schmeckt nicht.«

»Okay, wie soll ich das machen? So?«

Ich steckte mir das päckchenartige Gebilde, das etwa die Größe einer Streichholzschachtel hatte, in die Backe zwischen die Zähne, wie ich es bei den anderen beobachtet hatte. Binnen Sekunden wurden meine Geschmacksnerven von einer Vielzahl von Aromen überschwemmt, die scharf, würzig und honigsüß zugleich schmeckten. Das Blatt begann sich aufzulösen, und die Füllung aus Betelnuss, Dattelstücken und Kokosraspeln trieb in den süßen Säften umher.

»Jetzt spuckst du aus«, erklärte Prabaker und beobachtete ernsthaft meine Kaubewegungen. »Machst du so, schaust du? Spuckst du aus so.«

Er spuckte einen roten Strahl aus, der einen Meter weiter auf der Straße landete, wo er einen palmförmigen Fleck bildete. Der Vorgang war

versiert und geübt. Auf Prabakers Lippen blieb kein Tröpfchen des Safts zurück. Von ihm angefeuert, bemühte ich mich, es ihm gleichzutun, aber der scharlachrote Saft blubberte aus meinem Mund, hinterließ eine unappetitliche Spur auf meinem Kinn und meinem Hemd und landete mit vernehmlichem Klatschen auf meinem rechten Stiefel.

»Kein Problem diese Hemd«, äußerte Prabaker stirnrunzelnd, förderte ein Taschentuch zutage und bearbeitete den blutroten Fleck eifrig, womit er ihn bestenfalls vergrößerte. »Deine Stiefel auch kein Problem. Reibe ich sie wie Hemd, siehst du? Muss ich jetzt fragen: Magst du das Schwimmen?«

»Schwimmen?«, wiederholte ich und schluckte den Rest des Paansafts hinunter.

»Oh ja. Schwimmen. Bringe ich dich zu Chowpatty Beach, ist es so schöner Strand, kannst du da üben das Kauen und Spucken und kauen und spucken das Paan, aber ohne so viele Kleider, kannst du sparen gutes Geld für Wäscherei.«

»Hör mal, was das angeht – du arbeitest als Führer, oder?«

»Oh ja. Sehr beste Bombay Führer und ganz Indien.«

»Wie viel bekommst du pro Tag?«

Er sah mich an, und auf sein Gesicht trat dieses spitzbübische Grinsen, das ich allmählich als die gerissene Kehrseite seines breiten strahlenden Lächelns zu deuten lernte.

»Pro Tag bekomme ich hundert Rupien«, sagte er.

»Okay ...«

»Und zahlen sie die Touristen Mittagessen.«

»Klar.«

»Und zahlen sie die Touristen auch Taxi.«

»Natürlich.«

»Und zahlen sie alle Busticket in Bombay.«

»Ja, sicher.«

»Und Chai, wenn wir trinken an heißer Nachmittag zu erfrischen unser gute Selbst.«

»Mhm ...«

»Und sexy Mädchen, wenn wir in kühle Nacht große Schwellung haben in –«

»Ja, okay, ist gut. Ich zahle für die ganze Woche. Ich möchte, dass du

mir Bombay zeigst und mir die Stadt erklärst. Wenn es gut läuft, zahle ich dir am Ende der Woche einen Bonus. Was hältst du davon?«

Seine Augen funkelten begeistert, aber seine Stimme klang erstaunlich düster, als er antwortete.

»Ist es dies eine prima gute Entscheidung, Linbaba. Sehr, sehr gute Entscheidung.«

»Na, wir werden sehen«, sagte ich grinsend. »Und ich möchte ein bisschen Hindi lernen, okay?«

»Oh ja! Kann ich alles beibringen dir! *Ha* heißt *ja*, und *nahin* heißt *nein*, und *pani* heißt *Wasser*, und *khanna* heißt *Essen*, und –«

»Ja, gut, das muss nicht alles jetzt gleich sein. Ist das hier das Restaurant? Ich bin schon halb verhungert.«

Ich machte Anstalten, das dunkle und wenig verlockende Restaurant zu betreten, als Prabaker mich mit ernster Miene zurückhielt. Er runzelte die Stirn und schluckte schwer, als wisse er nicht, wie er anfangen sollte.

»Bevor wir essen dies gute Essen«, sagte er schließlich, »bevor wir ... machen Geschäfte, muss ich sagen etwas zu dir.«

»O-kay ...«

Er wirkte so bedrückt, dass mich ein unangenehmes Gefühl beschlich.

»Gut, sage ich jetzt ... dies Toola Charras, das ich hab verkauft dir in Hotel ...«

»Ja?«

»Ja ... war das *Geschäftspreis*. Aber ist er der echter Preis – Freundschaftspreis – nur fünfzig Rupien für ein Toola afghanisch Charras.« Er hob die Arme und ließ sie dramatisch wieder sinken. »Hab ich der Preis fünfzig Rupien zu hoch gemacht.«

»Verstehe«, sagte ich vorsichtig. Ich fand die Angelegenheit so unerheblich, dass ich beinahe gelacht hätte. Doch Prabaker schien sie sehr ernst zu nehmen, und ich vermutete, dass er sich nicht häufig bemüßigt fühlte, solche Zugeständnisse zu machen. Viel später erzählte er mir, dass er zu diesem Zeitpunkt gerade beschlossen hatte, mich gern zu haben, und das bedeutete für ihn, dass er in jeder Lage zu bedingungsloser Ehrlichkeit verpflichtet war. Es war Prabakers liebenswerteste und zugleich entnervendste Eigenschaft, dass er mir immer die ganze Wahrheit sagte.

»Und ... was willst du nun tun?«

»Schlag ich vor«, antwortete er ernsthaft, »rauchen wir ganz schnell Charras von *Geschäftspreis*, dann kaufe ich neue für uns. Ist es danach immer alles *Freundschaftspreis*, für dich und mich auch. Ist das kein Problem, so Geschäft, oder?«

Als ich lachte, stimmte Prabaker in mein Lachen ein. Ich legte ihm den Arm um die Schulter und führte ihn in das geschäftige Restaurant, in dem mir köstliche Düfte in die Nase stiegen.

»Glaube ich, Lin, bin ich sehr gute Freund von dir«, verkündete Prabaker fröhlich grinsend. »Sind wir glücklich Kerle, nicht wahr?«

»Ja, das mag wohl sein«, sagte ich. »Das mag wohl sein.«

Stunden später lag ich in wohliger Dunkelheit, begleitet vom stetigen Brummen eines unermüdlich kreisenden Deckenventilators. Ich war müde, konnte aber nicht schlafen. Die Straße, auf der tagsüber lärmender Tumult geherrscht hatte, war nun still, gedämpft von feuchter Nachtluft, in der die Sterne glitzerten. Verwirrende und verblüffende Bilder der Stadt taumelten durch meinen Kopf wie Blätter im Wind, und in meinem Blut brodelte eine solch unbezähmbare Hoffnung, dass ich unwillkürlich lächelte. In der Welt, die ich hinter mir gelassen hatte, wusste niemand, wo ich war. In meiner neuen Welt, Bombay, wusste niemand, wer ich war. In diesem Augenblick, in den Schatten der Nacht, fühlte ich mich beinahe sicher.

Ich dachte an Prabaker, der versprochen hatte, mich früh am nächsten Morgen abzuholen, um mich durch die Stadt zu führen. *Kommt er wirklich?*, fragte ich mich. *Oder sehe ich ihn irgendwann später mit einem neuen Touristen?* Wenn er tatsächlich wie versprochen am nächsten Morgen auftauchen würde, beschloss ich mit der inneren Härte der Einsamen, dann würde ich anfangen ihn zu mögen.

Auch an die Frau, Karla, dachte ich immer wieder und wunderte mich, dass ich ihr ruhiges beherrschtes Gesicht so oft vor mir sah. *Wenn Sie mal im Leopold's vorbeischaun, bekommen Sie vielleicht eine Antwort*, hatte sie zuletzt zu mir gesagt. Ich konnte nicht deuten, ob es sich bei dieser Äußerung um eine Einladung, eine Aufforderung zum Kampf oder eine Warnung handelte, aber ich hatte die Absicht, dahinterzukommen. Ich würde dorthin gehen und nach Karla Ausschau halten. Doch zuvor wollte ich noch mehr über die Stadt erfahren, die sie so gut zu kennen schien. *In einer Woche*, dachte ich. *Nach einer Woche in der Stadt ...*

Und jenseits dieser Erwägungen begegnete ich wie immer den Gedanken an meine Familie und meine Freunde, Fixsternen gleich, die sich um die kalte Sphäre meiner Einsamkeit scharten. In unerreichbarer Ferne. Um jede Nacht wand sich aufs Neue die unstillbare Sehnsucht nach allem, was ich für meine Freiheit eingebüßt, was ich verloren hatte. Jede Nacht war durchbohrt von der Lanze der Scham, weil sie für meine Freiheit so vieles einbüßten, meine Lieben, von denen ich mit Sicherheit glaubte, dass ich sie nie wiedersehen würde.

»Wir hätten den runterhandeln können, weißt du«, sagte der große Kanadier aus seiner Ecke in die Dunkelheit hinein, und der plötzliche Klang seiner Stimme in der surrenden Stille war wie der Aufprall von Steinen auf einem Blechdach. »Wir hätten den Preis für das Zimmer auf jeden Fall runterhandeln können. Wir zahlen sechs Steine pro Tag. Wir hätten ihn auf vier runterhandeln können. Man muss mit diesen Typen immer handeln und feilschen. Wir fahren ja morgen nach Delhi weiter, aber du bleibst hier. Als du vorhin weg warst, haben wir darüber geredet. Wir machen uns Sorgen um dich, Mann. Du musst lernen, wie man die runterhandelt. Wenn du es nicht lernst, so zu denken, machen die dich fertig, die Leute hier. Die Inder in den großen Städten sind höllisch geschäftstüchtig, Mann. Das ist ein tolles Land, versteh mich nicht falsch. Deshalb sind wir ja auch wieder hergekommen. Aber die Leute hier ticken anders als wir. Die sind ... die erwarten das einfach, weißt du. Du musst sie runterhandeln.«

Was den Zimmerpreis betraf, hatte er natürlich recht. Wir hätten ein oder zwei Dollar günstiger wegkommen können. Und in der Tat ist Handeln sinnvoll. Die meisten Geschäfte in Indien werden auf diese Weise getätigt.

Doch er hatte auch unrecht. Der Hotelmanager Anand und ich wurden in den kommenden Jahren gute Freunde. Weil ich ihm auf den ersten Blick vertraut und nicht mit ihm gehandelt hatte, weil ich nicht versucht hatte, den Preis zu drücken, weil ich auf meinen Instinkt gehört und ihn mit Achtung behandelt hatte, war er mir von Anfang an wohlgesonnen. Das hat er mir immer wieder erzählt. Wie wir wusste Anand, dass sechs Dollar pro Tag für drei ausländische Männer kein übertriebener Preis war. Der Hotelbesitzer bekam vier Dollar pro Zimmer. Das war der Grundpreis. Die ein oder zwei Dollar mehr waren alles, was Anand

und seine drei Zimmerboys als täglichen Lohn erhielten. Anand büßte sein täglich Brot ein mit jedem kleinen Sieg, den ausländische Touristen durch Feilschen errangen, und die Ausländer büßten die Gelegenheit ein, ihn zum Freund zu gewinnen.

Die simple und erstaunliche Wahrheit über Indien und die indischen Menschen besteht darin, dass es in diesem Land immer weiser ist, auf sein Herz zu hören als auf seinen Verstand. Nirgendwo anders auf der Welt ist diese Erkenntnis so wahr.

Ich wusste das noch nicht, als ich in der Dunkelheit die Augen schloss und die Stille atmete, in jener ersten Nacht in Bombay. Ich folgte meinem Instinkt und handelte auf gut Glück. Ich ahnte nicht, dass ich der Frau und der Stadt schon mein Herz geschenkt hatte. Und so sank ich in einen sanften traumlosen Schlaf, noch bevor das Lächeln auf meinen Lippen verblasste.

ZWEITES KAPITEL



Sie kam um ihre übliche Zeit ins Leopold's, und als sie an einem Nebentisch stehen blieb und sich mit Freunden unterhielt, versuchte ich einmal mehr, die richtigen Worte für das grüne Leuchten ihrer Augen zu finden. Ich dachte an Blätter, Opale und das flache Meer am Ufer von Inseln. Doch der lebende Smaragd in Karlas Augen, erleuchtet durch die Blumen goldenen Lichts in ihren Pupillen, wirkte sanfter, viel sanfter. Ich entdeckte diese Farbe schließlich, das Grün in der Natur, das Gegenstück zu dem Farbton in ihren schönen Augen, doch das geschah erst viele Monate nach diesem Abend bei Leopold's. Und seltsamerweise erzählte ich ihr nichts davon. Heute wünsche ich mir von ganzem Herzen, ich hätte es getan. Die Vergangenheit steht auf immer und ewig zwischen zwei Spiegeln – dem hellen Spiegel der Worte und Handlungen und dem dunklen, in dem wir alles sehen, was wir nicht gesagt und nicht getan haben. Heute wünsche ich mir, ich hätte schon in jenen ersten Wochen, an jenem Abend, Worte finden können, um ihr zu sagen, was ich für sie empfand.

Alles an ihr gefiel mir. Die Klangfarbe ihres schweizerischen Amerikanisch und die Art, wie sie mit Daumen und Zeigefinger langsam ihr Haar zurückstrich, wenn sie ungehalten war. Die kluge Entschiedenheit, mit der sie Gespräche führte, und die ruhigen entspannten Gesten, mit denen sie Freunde berührte, wenn sie an ihnen vorüber ging oder sich zu ihnen setzte. Die Art, wie sie mich ansah bis zu dem Moment, in dem es bedrohlich wurde, und dann lächelte, um die Attacke zu mildern, ohne jedoch den Blick abzuwenden.

Karla blickte der Welt ins Auge und starrte sie nieder, und das gefiel mir an ihr, weil ich die Welt damals nicht mochte. Die Welt wollte mich töten oder einsperren. Die Welt wollte mich in den Käfig stecken, aus dem ich geflüchtet war, den Käfig, in dem die Typen in Wächteruniformen, die man dafür bezahlte, das Recht durchzusetzen, mich an eine Wand gekettet und so lange getreten hatten, bis meine Knochen gebrochen waren. Vielleicht hatte die Welt ja recht damit. Vielleicht verdiente ich genau das. Doch es heißt, dass Unterdrückung in manchen Männern Widerstand auf den Plan ruft, und ich widersetzte mich der Welt in jeder Minute meines Lebens.

Die Welt und ich sprechen nicht mehr miteinander, sagte Karla einmal in jenen ersten Monaten zu mir. *Die Welt versucht mich zurückzugewinnen, aber es funktioniert nicht. Ich bin wohl nicht der versöhnliche Typ.* Und genau das hatte ich vom ersten Moment an bei ihr gespürt. Wie ähnlich sie mir war. Ich spürte ihre fast brutale Entschlossenheit, ihren fast gnadenlosen Mut und die einsame wütende Sehnsucht nach Liebe. Ich spürte das alles, doch ich sprach nicht darüber. Ich sagte ihr nicht, was ich für sie empfand. Ich war wie betäubt in diesen ersten Jahren nach der Flucht: zutiefst verstört von den Katastrophen, die in meinem Leben wüteten. Mein Herz trieb in stillem, dunklem Wasser. Nichts und niemand konnte mich wirklich verletzen. Nichts und niemand konnte mich wirklich glücklich machen. Ich war hart, was wohl das Traurigste ist, das man über einen Mann sagen kann.

»Du wirst ja zum Stammgast hier«, sagte sie freundlich und strich mir mit einer Hand durchs Haar, als sie sich an meinen Tisch setzte.

Ich mochte es, wenn sie das tat; sie verstand mich, spürte unwillkürlich, dass ich nichts dagegen hatte. Ich war dreißig damals – hässlich, groß und breitschultrig mit wuchtigem Brustkorb und kräftigen Oberarmen. Für gewöhnlich strich mir niemand durch die Haare.

»Ja, sieht ganz so aus.«

»Und, warst du wieder mit Prabaker auf Tour heute? Wie war's?«

»Er ist mit mir auf die Insel Elephanta gefahren, um die Höhlen zu besichtigen.«

»Es ist sehr schön dort«, sagte sie still und sah mich an, doch ihre Augen waren verträumt. »Wenn sich die Gelegenheit bietet, solltest du dir auch die Ajanta- und die Ellora-Höhlen im Norden ansehen. In Ajanta

habe ich einmal in einer der Höhlen übernachtet. Mein Boss hatte mich dorthin mitgenommen.«

»Dein Boss?«

»Ja, mein Boss.«

»Ist er Inder oder Europäer?«

»Weder noch.«

»Erzähl mir von ihm.«

»Weshalb?«, fragte sie stirnrunzelnd und starrte mich an.

Ich wollte mich nur unterhalten, damit sie in meiner Nähe blieb, und die plötzliche Feindseligkeit in ihrer knappen Frage verblüffte mich.

»Nur so«, erwiderte ich lächelnd. »Es interessiert mich einfach, wie andere Leute hier Arbeit finden und womit sie sich über Wasser halten, mehr nicht.«

»Na ja, ich habe ihn vor fünf Jahren kennen gelernt, auf einem Langstreckenflug.« Sie betrachtete konzentriert ihre Hände und schien sich langsam wieder zu entspannen. »Wir sind beide in Zürich an Bord gegangen. Ich war eigentlich auf dem Weg nach Singapur, aber bis Bombay hatte er es tatsächlich geschafft, mich zu überreden, dass ich hier mit ihm ausstieg und für ihn arbeitete. Die Fahrt zu den Höhlen war ... etwas ganz Besonderes. Er hat irgendwas mit den Behörden geregelt – dann durfte ich mit ihm hochfahren. Die Nacht habe ich in einer riesigen Höhle verbracht, mitsamt steinernen Buddhas und kreischenden Fledermäusen. Ich habe mich trotzdem sicher gefühlt, weil mein Boss am Eingang der Höhle einen Leibwächter für mich aufgestellt hatte. Es war unbeschreiblich. Eine wunderbare Erfahrung. Diese Nacht hat mir die Augen geöffnet – seitdem sehe ich klarer. Manchmal bricht man sich das Herz auf die richtige Art, falls du verstehst, was ich meine.«

Ich war mir durchaus nicht sicher, was sie meinte, doch als Karla meine Reaktion abwartete, nickte ich.

»Wenn du dir das Herz auf die richtige Art brichst, ahnst und fühlst du etwas vollkommen Neues in dir – eine andere Dimension«, sagte sie. »Etwas, das nur du so wissen und fühlen kannst. Nach jener Nacht wusste ich, dass ich dieses Gefühl nur hier in Indien bewahren kann. Ich war mir sicher – obwohl ich es nicht erklären konnte –, dass ich hier mein Zuhause gefunden habe, dass ich mich sicher und geborgen fühlen kann. Deshalb bin ich geblieben ...«

»Was macht er genau?«

»Was?«

»Dein Boss – was macht er?«

»Import und Export.«

Sie verfiel in Schweigen und ließ den Blick über die anderen Tische schweifen.

»Fehlt dir deine Heimat?«

»Meine Heimat?«

»Ja – ich meine, dein anderes Zuhause. Sehnst du dich nie nach der Schweiz zurück?«

»Doch, irgendwie schon. Ich komme aus Basel – warst du schon mal dort?«

»Nein, ich war noch nie in Europa.«

»Solltest du dir mal anschauen. Und wenn du dort bist, statt Basel einen Besuch ab. Es ist eine sehr europäische Stadt. Mittendurch fließt ein Fluss, der Rhein, der die Stadt in Großbasel und Kleinbasel aufteilt. Jede Hälfte hat ihren eigenen Stil und ihr eigenes Lebensgefühl – es ist, als würdest du in zwei Städten gleichzeitig leben. Eine Zeitlang passte das zu mir. Außerdem treffen in Basel drei Länder aufeinander – du kannst einfach über die Grenze nach Frankreich oder Deutschland gehen. Du kannst in Frankreich frühstücken, Café au lait mit Baguette, du weißt schon, in der Schweiz lunschen und in Deutschland zu Abend essen. Und dabei fährst du nur ein paar Kilometer. Basel fehlt mir mehr als die Schweiz.«

Sie verstummte, holte tief Luft und blickte unter ihren weichen, ungeschminkten Wimpern zu mir auf.

»Entschuldige. Ich erteile dir eine Geografiestunde.«

»Nein, nein, bitte sprich weiter. Ich finde es wirklich spannend.«

»Weißt du was, Lin«, sagte sie langsam, »ich mag dich.«

Sie sah mich an, und in ihren Augen brannte dieses grüne Feuer. Ich spürte, wie ich errötete; allerdings nicht, weil ich peinlich berührt war, sondern aus Scham, denn sie hatte so leichthin die Worte ausgesprochen, die ich mir selbst verwehrt hatte: *Ich mag dich*.

»Wirklich?«, fragte ich so beiläufig wie möglich. Ein leises Lächeln umspielte ihre Lippen.

»Ja. Du kannst gut zuhören. Das ist gefährlich, weil man so schwer

widerstehen kann. Dass jemand zuhört – richtig zuhört –, ist das Zweibeste auf der Welt.«

»Und was ist das Beste?«

»Das weiß doch jeder. Das Beste ist Macht.«

»Ach, wirklich?« Ich lachte. »Und was ist mit Sex?«

»Nee. Wenn man vom biologischen Trieb absieht, geht es beim Sex doch nur um Macht. Deshalb ist er so ein Rausch.«

Ich lachte wieder.

»Und was ist mit der Liebe? Viele Leute meinen, die Liebe sei das Beste auf der Welt, nicht Macht.«

»Die irren sich«, erwiderte sie schroff. »Liebe ist das Gegenteil von Macht. Deshalb fürchten wir sie so sehr.«

»Karla, meine Liebe, was redest du nur wieder!«, rief Didier Levy und ließ sich neben Karla nieder. »Ich muss daraus schließen, dass du Übles mit unserem Lin im Sinn hast.«

»Du hast doch gar nichts mitbekommen«, versetzte Karla ungehalten.

»Das ist auch nicht nötig. Ich sehe ja sein Gesicht. Du hast ihm mit deinen Orakeleien den Kopf verdreht. Du darfst nicht vergessen, dass ich dich ziemlich gut kenne, meine Liebe. Aber ich weiß, wie wir dich kurieren, Lin.«

Er rief dem rotlivierten Kellner mit der Nummer 4 auf der Brusttasche zu: »Hey! Char number! Do battlee beer! Und du, Karla? Was möchtest du? Kaffee? Oh, char number! Ek coffee aur. Jaldi karo!«

Didier Levy war erst fünfunddreißig, doch die Jahre hatten ihn gezeichnet, und Fettpolster und tiefe Falten ließen ihn älter wirken, als er tatsächlich war. Trotz des feuchtwarmen Klimas trug er ständig weite Segeltuchhosen und ein zerknittertes graues Wollsakko über einem Jeanshemd. Seine dichten schwarzen Locken endeten immer auf Kragenhöhe, und die Bartstoppeln in seinem müden Gesicht schienen grundsätzlich mindestens drei Tage alt zu sein. Er sprach Englisch mit starkem Akzent und provozierte gern Freunde wie Feinde mit scharfzüngiger Überheblichkeit. So mancher nahm ihm seine Grobheit und seine Attacken übel, arrangierte sich aber damit, weil Didier sich oft als nützlich und manchmal sogar als unverzichtbar erwies. Er wusste genau, wo man was in der Stadt kaufen oder verkaufen konnte, ob es sich nun um eine Pistole, ein Juwel oder ein Kilo reinsten weißen Thai-Heroin handelte. Und, wie er

nicht müde wurde zu betonen, gab es kaum etwas, was er für eine entsprechende Summe nicht getan hätte, sofern sein Wohlergehen und seine Sicherheit dabei nicht gefährdet wurden.

»Wir haben gerade darüber gesprochen, was die Leute für das Beste auf der ganzen Welt halten«, sagte Karla. »Aber dich brauche ich wohl gar nicht zu fragen.«

»Du würdest bestimmt behaupten, dass Geld für mich das Beste ist«, erwiderte Didier gedehnt, »und damit hätten wir beide recht. Jeder halbwegs vernünftige Mensch begreift irgendwann, dass Geld zu haben das Wichtigste überhaupt ist. All die hehren Grundsätze und vornehmen Tugenden sind zwar ehrenhaft und ganz wunderbar, im Verlauf der Menschheitsgeschichte betrachtet, aber was uns im Inneren zusammenhält und davor bewahrt, unter die Räder zu kommen, ist nun mal Geld. Und du, Lin? Was hast du gesagt?«

»Bislang hat er noch nichts gesagt. Und da du nun hier bist, wird er wohl auch nicht mehr dazu kommen.«

»Nun komm schon, Karla, sei nicht gemein. Sag es uns, Lin. Es interessiert mich.«

»Gut, wenn du es unbedingt wissen willst: Ich halte Freiheit für das Beste auf der Welt.«

»Und wozu brauchst du diese Freiheit?«, fragte Didier mit einem kleinen Lachen.

»Ich weiß nicht. Vielleicht nur, um ›nein‹ sagen zu können. Besitzt man diese Freiheit, hat man alles, was man braucht.«

Der Kellner brachte das Bier und den Kaffee und knallte die Getränke achtlos auf den Tisch. Die Bedienung in Geschäften, Hotels und Restaurants von Bombay, die bislang von charmanter bis devoter Höflichkeit geprägt war, wurde damals zusehends rüder und artete manchmal regelrecht in schroffe Feindseligkeit aus. Und die ungehobelte Art der Kellner im Leopold's war geradezu legendär. *Nirgendwo anders lasse ich mich lieber wie den letzten Dreck behandeln als hier*, sagte Karla einmal.

»Ein Toast!«, verkündete Didier und hob sein Glas, um mit mir anzustoßen. »Auf die Freiheit ... die Freiheit, zu trinken! *Salut!*«

Er leerte mit einem Zug das halbe Glas, gab vernehmlich einen wohligen Seufzer von sich und kippte sich dann den Rest in den Rachen. Während er sich ein zweites Glas einschenkte, gesellten sich zwei weite-

re Leute zu uns, ein Mann und eine Frau, die sich zwischen Karla und mich setzten. Der dunkle, grüblerisch wirkende und magere junge Mann war Modena, ein schweigsamer und stets mürrischer Spanier, der mit französischen, italienischen und afrikanischen Touristen Schwarzhandel betrieb. Seine attraktive schlanke Begleiterin, eine deutsche Prostituierte namens Ulla, ließ es seit geraumer Zeit zu, dass er sich als ihren Geliebten bezeichnete.

»Ah, Modena – du kommst gerade rechtzeitig, um die nächste Runde auszugeben«, rief Didier und hieb dem Spanier auf die Schulter. »Für mich einen Whisky Soda, bitte!«

Der schwächliche Mann zuckte unter Didiers Schlag zusammen und verzog misstrauisch das Gesicht, rief aber den Kellner herbei und bestellte. Ulla hatte ein Gespräch mit Karla begonnen. Die beiden unterhielten sich in einem Kauderwelsch aus Englisch und Deutsch und verschleierten uns anderen damit, unbewusst oder vorsätzlich, die interessantesten Teile der Unterhaltung.

»Woher hätte ich das denn wissen können, *tell me?* Wie hätte ich bitte schön vorher erkennen können, dass er ein Spinner ist? *Totally crazy*, ich sag's dir. Am Anfang hat er völlig normal gewirkt. Oder meinst du, dass das ein Wink mit dem Zaunpfahl war? Dass er zu normal ausgesehen hat? Na ja, jedenfalls war er noch keine zehn Minuten im Zimmer, da wollte er auf den Klamotten kommen. *On my best dress!* Ich musste allen Ernstes handgreiflich werden, um mein Kleid zu retten, dieser *fucker!* Abspritzen wollte er, auf meinen Kleidern! Das gibt's doch nicht. Später bin ich dann auf eine Nase Koks ins Bad gegangen, und als ich wiederkam, hab ich ihn erwischt, wie er seinen Schwanz ganz tief in meinen Schuh gesteckt hat! Kannst du dir das vorstellen? In *my shoe!* Nicht zu fassen!«

»Bringen wir es auf den Punkt, Ulla«, sagte Karla sanft. »Die Verrückten finden dich immer.«

»Yes, *unfortunately*. Was soll ich sagen? Die Durchgeknallten stehen nun mal auf mich.«

»Hör nicht auf sie, Ulla, mein Herzchen«, tröstete sie Didier. »Ein gewisses Maß an Wahnsinn ist die Grundlage für so manche gute Beziehung. Man könnte sogar sagen, dass er die Grundlage *jeder* guten Beziehung ist.«

»Didier«, seufzte Ulla mit liebebreizendem Lächeln, »habe ich dir heute schon gesagt, dass du mich am Arsch lecken kannst?«

»Nein!«, antwortete er. »Aber ich verzeihe dir diesen Lapsus. Denn wir beide, Schätzchen, müssen derlei nur andeuten und verstehen es dennoch.«

Der Kellner brachte vier kleine Whiskyflaschen und entfernte mit einem Messingöffner, den er an einer Kette an seinem Gürtel trug, die Kronkorken von zwei Flaschen Mineralwasser, ohne sich darum zu kümmern, dass die Deckel über den Tisch rollten und zu Boden fielen. Dann wischte er hektisch mit einem schmierigen nassen Lappen den Tisch ab, sodass wir alle zurückzuckten, um den Spritzern auszuweichen.

Zwei Männer kamen aus unterschiedlichen Richtungen an unseren Tisch; einer sprach mit Didier, der andere mit Modena. Ulla nutzte die Gelegenheit, um sich zu mir zu beugen und mir unter dem Tisch etwas in die Hand zu drücken, das sich wie ein kleines Bündel Geldscheine anfühlte. Ihr flehender Blick bedeutete mir, dass ich mir nichts anmerken lassen sollte. Während sie weiterplauderte, schob ich die Scheine unbeesehen in die Hosentasche.

»Hast du dich inzwischen entschieden, wie lange du bleiben willst?«, fragte sie.

»Ich weiß noch nicht. Ich hab's nicht eilig.«

»Wartet denn niemand auf dich? Musst du nirgendwohin?« Sie lächelte mich mit professioneller Koketterie an. Ulla verführte aus Gewohnheit. Sie bedachte alle mit demselben Lächeln – Kunden, ihre Freunde, Didier, dem gegenüber sie keinen Hehl aus ihrer Abneigung machte, und sogar Modena, ihren Geliebten. In den folgenden Monaten und Jahren erlebte ich häufig, wie Ulla wegen ihres Flirtverhaltens angegriffen wurde, manchmal sogar sehr harsch. Ich fand das nicht richtig, denn ich war zu dem Schluss gekommen, dass Ulla sich nur deshalb so verhielt, weil Flirten die einzige Art von Freundlichkeit war, die sie kannte und geben konnte: ihre Art, freundlich zu sein und dafür zu sorgen, dass die Menschen – die Männer – nett zu ihr waren. Sie fand die Welt nicht freundlich genug und sagte das häufig in genau diesen Worten. Ihre Gedanken und Gefühle hatten keinerlei Tiefgang, aber sie waren auch nicht falsch und schaden niemandem. Und, so oder so: Ulla war sehr hübsch und hatte ein bezauberndes Lachen.

»Nein«, log ich. »Niemand wartet auf mich, und ich muss nirgendwohin.«

»Und hast du wirklich, *how do you say*, nichts Bestimmtes vor? Keinen Plan?«

»Eigentlich nicht. Außer, dass ich an einem Buch arbeite.«

Seit ich auf der Flucht war, hatte ich gemerkt, dass es nützlich für mich war, wenn ich bei Nachfragen einen Teil der Wahrheit offenbarte und mich als Schriftsteller zu erkennen gab. Damit ließen sich längere Aufenthalte oder überstürzte Abreisen rechtfertigen, und mit der Angabe *Recherchen* konnte ich Fragen nach Transport- und Reisemöglichkeiten und falschen Papieren begründen. Außerdem konnte ich mir so ein Stück Privatsphäre verschaffen, denn wenn ich mit einem Bericht über mein Buchprojekt drohte, machten lediglich besonders Neugierige keinen Rückzieher.

Und ich war tatsächlich Schriftsteller. Ich hatte in Australien mit Anfang zwanzig zu schreiben begonnen. Doch zur gleichen Zeit, als mein erstes Buch veröffentlicht wurde, scheiterte meine Ehe. Ich verlor das Sorgerecht für meine Tochter, und ich verlor mein Leben, in Drogenrausch, Verbrechen, Haft und Flucht. Dennoch schrieb ich täglich, behielt die Gewohnheit instinktiv bei. Auch jetzt, als ich im Leopold's saß, waren meine Taschen voller Notizen, die ich auf Servietten, Quittungen und Papierfetzen gekritzelt hatte. Ich schrieb immer und überall. Ich musste schreiben, in jeder Lebenslage und an jedem Ort. An jene ersten Monate in Bombay kann ich mich vor allem deshalb so genau erinnern, weil ich mir Notizen über meine neuen Freunde und unsere Gespräche machte, sobald ich alleine war. Schreiben war einer meiner Rettungsanker: Disziplin und der innere Abstand, der vonnöten war, um mein Leben Tag für Tag in Worte zu fassen, halfen mir, mit der Scham zurechtzukommen und mit ihrer nächsten Anverwandten, der Verzweiflung.

»*Shit*, Mann, was gibt es denn über Bombay zu schreiben, außer dass es kein guter Ort ist? Meine Freundin Lisa behauptet immer, wer das Wort *Horror* erfunden hat, der hat dabei an Bombay gedacht. Jedenfalls passt es genau auf diese Stadt. Wenn du über Indien schreiben willst, solltest du lieber woandershin fahren; nach Rajasthan zum Beispiel. Ich habe gehört, dass es da nicht so horrormäßig sein soll.«

»Sie hat recht, Lin«, fügte Karla hinzu. »Bombay ist nicht Indien. Hier

leben zwar Menschen aus allen Teilen Indiens, aber Bombay ist eine eigene Welt, ein Kosmos für sich. Das wahre Indien ist dort draußen.«

»Dort draußen?«

»Dort draußen, wo kein Licht mehr hinfällt.«

»Du hast sicher recht«, antwortete ich und würdigte ihre Worte mit einem Lächeln. »Aber ich fühle mich wohl hier. Ich mag Großstädte, und Bombay ist die drittgrößte Stadt der Welt.«

»Du klingst ja fast wie dein Reiseführer«, witzelte Karla. »Prabaker ist wohl ein zu guter Lehrer.«

»Mag sein. Er bombardiert mich seit zwei Wochen mit Fakten und Zahlen – ziemlich erstaunlich, finde ich, für jemanden, der mit sieben die Schule verlassen und hier auf der Straße Lesen und Schreiben gelernt hat.«

»Was denn für Fakten und Zahlen?«, erkundigte sich Ulla.

»Na ja, zum Beispiel, dass Bombay offiziell elf Millionen Einwohner hat, aber dass die Typen, die das illegale Glücksspiel betreiben, einen besseren Einblick haben und die tatsächliche Einwohnerzahl zwischen dreizehn und fünfzehn Millionen schätzen. Und dass hier zweihundert verschiedene Sprachen und Dialekte gesprochen werden – zweihundert! Das ist doch unglaublich! Als wäre man im Mittelpunkt des Universums!«

Wie um meine Aussage zu bestätigen, sprach Ulla jetzt schnell und nachdrücklich Deutsch mit Karla. Auf ein Zeichen von Modena hin stand sie auf und nahm Handtasche und Zigaretten an sich. Der schweigsame Spanier erhob sich wortlos und ging auf den Ausgang zu.

»Arbeit ruft«, erklärte Ulla mit Schmollmund. »Bis morgen, Karla. Um elf, okay? Wollen wir morgen Abend zusammen essen, falls du auch hier bist, Lin? Fände ich schön. Tschüss. *See you.*«

Sie folgte Modena nach draußen. Die meisten Männer blickten ihr be gierig und bewundernd nach. Didier setzte sich zu Bekannten an einen anderen Tisch, und Karla und ich waren unversehens alleine.

»Das wird sie ohnehin nicht tun.«

»Was?«

»Mit dir zu Abend essen. Sie hat das nur so gesagt. So ist sie eben.«

»Weiß ich«, erwiderte ich grinsend.

»Du magst sie, stimmt's?«

»Ja. Wieso, findest du das komisch?«

»Irgendwie schon. Sie mag dich auch.«

Karla hielt inne, und ich erwartete, dass sie ihre Bemerkung erklären würde, doch sie wechselte das Thema.

»Sie hat dir Geld gegeben – US-Dollars. Das hat sie mir eben auf Deutsch gesagt, damit Modena sie nicht versteht. Du sollst das Geld mir geben, und sie holt es dann morgen um elf bei mir ab.«

»Okay. Willst du es jetzt gleich?«

»Nein, nicht hier. Ich muss los, ich habe einen Termin. In etwa einer Stunde bin ich wieder da. Kannst du so lange warten? Oder später wiederkommen? Wenn du magst, kannst du mich dann nach Hause bringen.«

»Klar, ich bin da.«

Karla erhob sich, und ich stand auf, um ihren Stuhl zurück zu ziehen. Sie warf mir ein kleines Lächeln zu und zog eine Augenbraue hoch – ob das eine ironische oder eine spöttische Geste war, vermochte ich nicht zu deuten.

»Ich hab das vorhin übrigens ernst gemeint. Du solltest wirklich nicht in Bombay bleiben.«

Ich sah ihr nach, wie sie hinausging und auf die Rückbank eines Privat-taxis glitt, das offenbar auf sie gewartet hatte. Während sich das cremefarbene Auto in den trägen abendlichen Verkehrsstrom einfädelt, erschien eine dickliche Männerhand mit einem grünen Rosenkranz im Beifahrerfenster und wedelte die Fußgänger aus dem Weg.

Ich setzte mich wieder, rückte meinen Stuhl an die Wand und ließ das lärmende geschäftige Treiben im Leopold's auf mich wirken. Leopold's Beer Bar war das größte Lokal von Colaba und eines der größten der gesamten Stadt. Der rechteckige Raum im Erdgeschoss war so ausladend wie vier gewöhnliche Restaurants. Durch hohe Torbögen aus Holz, die außerhalb der Öffnungszeiten mit stählernen Rolltoren verschlossen waren, hatte man Ausblick auf den Colaba Causeway, die belebteste und farbenfrohe Straße des Viertels. Im ersten Stock gab es eine kleinere klimatisierte Bar, gestützt von denselben massiven Säulen, die den Raum im Erdgeschoss in etwa gleich große Bereiche unterteilten und um die mehrere Tische gruppiert waren. Eine Hauptattraktion der Bar waren die Spiegelverkleidungen an Säulen und Wandflächen, in denen sich die

Gäste gegenseitig betrachten, bewundern und begutachten konnten. Das Leopold's war ein Ort für Leute, denen das Sehen und Gesehenwerden wichtig war – und die sich überdies selbst gerne dabei zusahen, wie sie von anderen gesehen wurden.

Es gab an die dreißig Tische mit Platten aus perlmuttfarbenem indischem Marmor, an denen jeweils vier oder mehr Stühle aus Zedernholz standen – *Sechzig-Minuten-Stühle* pflegte Karla sie zu nennen, denn sie waren so unbequem, dass man es nicht länger als eine Stunde auf ihnen aushalten konnte. An der Decke surrten riesige Ventilatoren, und die gläsernen weißen Hängelampen aus weißem Glas schwingen langsam und majestätisch im Luftzug. Die getünchten Wände waren ebenso mit Mahagonileisten umrahmt wie Fenster und Türen und die zahllosen Spiegel. An einer Wand türmten sich Früchte in verschwenderischer Fülle – Papayas, Zimtäpfel, Mosambis, Trauben und Wassermelonen, Bananen, Orangen und, je nach Saison, bis zu vier Sorten Mangos, aus denen Desserts und Säfte zubereitet wurden. Eine gewaltige Theke aus massivem Teakholz erhob sich wie die Brücke eines Segelschiffs über dem betriebsamen Deck des Restaurants. Am Ende eines schmalen Korridors dahinter konnte man gelegentlich zwischen einherstehenden Kellnern und feuchten Dampfschwaden einen Blick in die Küche erhaschen, in der hektisches Treiben herrschte.

Wer durch die breiten Eingangsportale in dieses kleine Universum trat, das ganz aus Licht, Farben und edlen Hölzern zu bestehen schien, war sofort bezaubert vom verblassten, aber noch immer üppigen Glanz des Leopold's. Das eigentliche Prunkstück jedoch konnten nur die niedersten Angestellten des Leopold's in seiner ganzen Pracht bewundern, denn erst wenn die Bar geschlossen war und morgens die Möbel zum Putzen beiseite gerückt wurden, trat die Schönheit des Bodens zutage. Das kunstvolle Fliesenmuster war dem eines nordindischen Palasts nachempfunden: Von einer Sonne in der Mitte strahlten schwarze, cremefarbene und braune Sechsecke in alle Richtungen ab. Und so offenbarte dieser prunkvolle Bodenbelag, der den Touristen verborgen blieb, weil sie von ihren glitzernden Spiegelbildern gebannt waren, seine Herrlichkeit lediglich im Verborgenen, wurde nur sichtbar für die Putzkräfte mit den bloßen Füßen, die ärmsten und schlichtesten Arbeiter der Stadt.

In der ersten kühlen, kostbaren Morgenstunde, wenn die Böden blitz-

blank waren und das Leopold's seine Tore öffnete, bildete es eine Oase der Ruhe in der lärmenden Stadt. Danach herrschte bis Mitternacht, wenn geschlossen wurde, ein unablässiges Kommen und Gehen von Gästen aus aller Herren Länder und zahllosen Stadtbewohnern, Einheimischen wie Ausländern, die aus allen Vierteln herbeiströmten, um hier ihren Geschäften nachzugehen: vom illegalen Handel mit Drogen und Devisen, Pässen, Gold und Sex bis zum Handel mit immateriellen, aber nicht weniger lukrativen Gütern wie Macht und Einfluss. So funktionierte das verdeckte System aus Bestechung und Gefälligkeiten, das Ernennungen, Beförderungen und Vertragsabschlüsse in Indien erleichterte.

Das Leopold's war ein rechtsfreier Raum, der von den ansonsten höchst effektiven Polizisten der Wache von Colaba auf der anderen Seite der belebten Straße gewissenhaft ignoriert wurde. Allerdings wurden sämtliche Geschäfte nach eigentümlich komplizierten und widersprüchlichen Regeln abgewickelt, die den Umgang mit Oben und Unten sowie Drinnen und Draußen betrafen. Indische Prostituierte, behängt mit Jasingirlanden, in glitzernde Saris gehüllt, durften sich nicht im Erdgeschoss aufhalten, sondern mussten ihre Kunden in die Bar im ersten Stock begleiten. Europäische Prostituierte wiederum durften nur unten sitzen, um sich an den Nebentischen oder auf der Straße nach Freiern umzusehen. An den Tischen wurde offen über Drogengeschäfte und Schmugglerwaren verhandelt, doch die Waren selbst durften nur außerhalb der Bar ausgetauscht werden. Nicht selten konnte man beobachten, wie Käufer und Verkäufer sich auf einen Preis einigten, nach draußen gingen, um Geld und Ware auszutauschen, und dann zurückkamen, um ihre Plätze wieder einzunehmen. Selbst Bürokraten und Kontakthändler waren an diese ungeschriebenen Gesetze gebunden: Abmachungen, die man in den dunklen Nischen der Bar im ersten Stock getroffen hatte, durften nur draußen auf dem Gehweg mit Handschlag und Bargeld besiegelt werden, damit niemand behaupten konnte, er habe im Leopold's Bestechungsgelder gezahlt oder erhalten.

Die feinen Grenzlinien zwischen Legalität und Illegalität waren zwar nirgendwo eleganter gezogen als im Leopold's, dem Lokal jedoch nicht vorbehalten: Straßenhändler verhökerten ungeniert Imitate von Lacoste, Cardin und Cartier, Taxifahrer, die am Straßenrand geparkt hatten,

erklärten sich für eine angemessene Summe bereit, ihren Rückspiegel zu verstellen, damit die widerrechtlichen Vorgänge auf dem Rücksitz unbemerkt blieben. Und etliche Polizisten, die im Revier auf der anderen Straßenseite gewissenhaft ihren Dienst versahen, hatten saftige Schmiergelder bezahlt, um einen dieser hochbegehrten lukrativen Posten in der Innenstadt zu bekommen.

Wenn ich allabendlich im Leopold's saß und den Gesprächen an den Nebentischen lauschte, hörte ich nicht selten, wie Ausländer und Inder gleichermaßen sich über die Korruption in allen Bereichen des öffentlichen und geschäftlichen Lebens von Bombay beklagten. Und bereits nach wenigen Wochen in der Stadt konnte ich aus eigener Erfahrung sagen, dass diese Klagen oft berechtigt waren. Doch es gibt nirgendwo auf der Welt ein Land ohne Korruption. Es gibt auch kein System, das gegen illegale Geldgeschäfte immun wäre. Selbst in den höchsten Kreisen helfen privilegierte und mächtige Eliten ihrem Erfolg mit Schmiergeldern und Wahlkampfspenden nach. Und Reiche leben überall auf der Welt länger und gesünder als arme Menschen. *Es gibt einen Unterschied zwischen unehrlichem und ehrlichem Bestechungsgeld*, hat Didier Levy einmal zu mir gesagt. *Das unehrliche Bestechungsgeld gibt es überall auf der Welt, aber das ehrliche gibt es nur in Indien.* Ich schmunzelte, als er das sagte, denn ich wusste, was er meinte. Indien war offen. Indien war ehrlich. Und das gefiel mir vom ersten Tag an. Mein erster Impuls war nicht, Kritik zu üben. In dieser Stadt, die ich lieben lernte, riet mir mein Instinkt vielmehr, genau hinzusehen, mich einzulassen und zu genießen. Damals konnte ich noch nicht ahnen, dass in den kommenden Monaten und Jahren meine Freiheit und sogar mein Leben von der indischen Bereitschaft abhängen würde, den Rückspiegel wegzudrehen.

»Was, du sitzt *alleine* hier?«, rief Didier bestürzt, als er an den Tisch zurückkam. »*C'est trop!* Weißt du denn nicht, mein lieber Freund, dass es nachgerade widerlich ist, allein hier zu sitzen? Und ich muss dir leider sagen, dass ich das Privileg, widerlich zu sein, für mich allein beanspruche. Komm, trinken wir was zusammen.«

Er ließ sich auf den Stuhl neben mir fallen und rief seinen Kellner herbei, um Drinks zu bestellen. Seit Wochen hatte ich mich fast jeden Abend mit Didier unterhalten, doch wir waren noch nie allein gewesen. Es erstaunte mich, dass er sich zu mir setzte, obwohl weder Ulla oder

Karla noch andere Freunde zurückgekommen waren. Mit dieser kleinen Geste zeigte mir Didier, dass er mich akzeptierte, und ich war ihm dankbar dafür.

Didier trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte, bis sein Whisky kam, und leerte sofort begierig das halbe Glas. Danach sah er entspannter aus und sah mich lächelnd an, die Augen leicht verengt.

»Du scheinst in Gedanken versunken zu sein«, sagte er.

»Ich hab das hier alles auf mich wirken lassen und über das Leopold's nachgedacht.«

»Ein grauenhafter Laden«, seufzte er kopfschüttelnd. »Ich verachte mich dafür, dass ich mich hier so wohl fühle.«

Zwei Männer, die in Pluderhosen, bis auf die Oberschenkel reichende, langärmlige Hemden und dunkelgrüne Westen gekleidet waren, erregten Didiers Aufmerksamkeit. Sie nickten ihm zu, als sie näher kamen, und er reagierte mit einem Winken und einem breiten Lächeln. Die beiden ließen sich bei Freunden an einen Tisch in unserer Nähe nieder.

»Gefährliche Männer«, murmelte Didier, der unentwegt weiterlächelte, während er zu den beiden hinüberstarrte, die mit dem Rücken zu uns saßen. »Afghanen. Rafiq, der Kleine, hatte früher den Schwarzmarkt für Papiere unter sich.«

»Papiere?«

»Pässe. Er war der Boss. Einer von den ganz Großen. Jetzt schmuggelt er Heroin durch Pakistan. Er verdient einen Haufen Geld damit, aber er ist immer noch verbittert, weil er das Passgeschäft verloren hat. Bei diesem Kampf wurden einige Männer umgebracht – von seinen eigenen Leuten.«

Die beiden Afghanen konnten seine Bemerkung unmöglich gehört haben, doch in diesem Moment drehten sie sich um und starrten uns mit so düsterer Miene an, als wollten sie seine Worte kommentieren. Einer ihrer Freunde beugte sich zu ihnen, sagte etwas und zeigte auf Didier und mich, worauf die beiden Afghanen mich fixierten.

»Umgebracht...«, wiederholte Didier leise und lächelte noch strahlender, bis die beiden Männer uns wieder den Rücken zukehrten. »Ich würde mich weigern, mit denen Geschäfte zu machen – wenn es nur nicht so gute Geschäfte wären.«

Er raunte, ohne die Lippen zu bewegen, wie ein Häftling in Anwesen-

heit der Wärter, was ich ziemlich komisch fand. In australischen Gefängnissen wird diese Flüstertechnik »Seitenschub« genannt. Die Erinnerung an diesen Ausdruck und Didiers Mimik versetzten mich schlagartig in die Zelle zurück. Ich roch das billige Desinfektionsmittel, hörte das metallische Zischen der Schlüssel, wenn die Türen verschlossen wurden, spürte die feuchten Steinwände an den Fingerspitzen. Jeder, der traumatische Erfahrungen gemacht hat – ehemalige Häftlinge, Polizisten, Soldaten, Krankenwagenfahrer, Feuerwehrleute –, ist anfällig für Flashbacks. Manchmal setzt das Flashback so unerwartet und heftig und unter derart unpassenden Umständen ein, dass die einzig heilsame Reaktion in einem albernem Lachanfall besteht.

»Glaubst du, ich mache Witze?« Didier schnaubte empört.

»Nein, nein, gar nicht.«

»Es ist die Wahrheit, das kannst du mir glauben. Es hat eine Art Krieg um diesen Geschäftszweig gegeben. Und wo wir grade drüber reden – da drüben kommen die Sieger: Bairam und seine Männer. Er ist Iraner, ein Vollstrecker, der für Abdul Ghani im Einsatz ist. Und der wiederum arbeitet für einen der großen Gangsterbosse der Stadt, Abdel Khader Khan. Diese Truppe hat gesiegt und hat jetzt den Schwarzhandel mit Pässen in der Hand.«

Er wies mit dem Kopf auf eine Gruppe junger Männer in modischen westlichen Jeans und Sakkos, die gerade hereingekommen waren. Sie gingen zum Inhaber des Leopold's, begrüßten ihn freundlich und setzten sich dann an einen Tisch auf der anderen Seite des Raums. Der Anführer der Gruppe war ein großer, massiger Mann Anfang dreißig mit einem gutmütigen dicklichen Gesicht, der jetzt den Blick durch den Raum schweifen ließ und auf das respektvolle Nicken und das freundliche Lächeln von Bekannten an anderen Tischen reagierte. Als sein Blick auf uns fiel, winkte Didier ihm zu.

»Blut«, raunte er, wieder mit dem strahlenden Lächeln auf dem Gesicht. »So viel Blut ist vergossen worden. Die Pässe sind förmlich gestempelt damit. Mir persönlich ist das mit den Nationalitäten egal. Was das Essen betrifft, bin ich Franzose, in der Liebe Italiener und in Geschäftssachen Schweizer. Schweizer durch und durch – absolut neutral. Aber diese Pässe werden weiterhin mit Blut befleckt sein, da bin ich mir sicher.«

Er wandte sich mir zu und blinzelte, als wolle er mit seinem Wimpernschlag diese Vision vertreiben.

»Ich muss betrunken sein«, sagte er erfreut. »Bestellen wir noch was.«

»Lass dich nicht stören, aber ich setze eine Runde aus. Was kosten diese Pässe denn?«

»Zwischen hundert und tausend – Dollar natürlich. Möchtest du einen kaufen?«

»Nein ...«

»Ah. Das war das *Nein* eines Bombayer Goldhändlers. Es ist eines dieser *Neins*, das *vielleicht* bedeutet, und je leidenschaftlicher das *Nein* herauskommt, desto entschiedener ist das *Vielleicht*. Wenn du einen haben willst, sag einfach Bescheid, dann besorge ich dir einen – gegen eine kleine Provision natürlich.«

»Machst du viele ... *Provisionsgeschäfte*?«

»Geht so. Ich kann nicht klagen«, antwortete er grinsend. Seine feucht glänzenden Augen waren rot unterlaufen vom Alkohol. »Ich fungiere als eine Art Vermittler und werde dann von beiden Seiten entlohnt. Gerade vorhin habe ich einen Deal eingefädelt – den Verkauf von zwei Kilo Haschisch aus Manali. Siehst du die italienischen Touristen da drüben beim Obst? Den Typen mit den langen blonden Haaren und das Mädchen in Rot? Die wollten was kaufen. Jemand hat sie zu mir geschickt – der steht übrigens da draußen auf der Straße, der Barfußige mit dem schmutzigen Hemd, der jetzt auf seine Provision wartet –, und ich hab die Italiener an Ajay vermittelt. Er handelt mit Haschisch und ist ein ausgezeichnete Krimineller. Siehst du, er sitzt jetzt bei ihnen, und alle lächeln. Das Geschäft ist perfekt. Damit ist meine Arbeit für heute Abend getan. Ich bin ein freier Mann!«

Er klopfte auf die Tischplatte, um einen weiteren Drink zu bestellen, doch als die kleine Flasche gebracht wurde, hielt er sie erst einmal in beiden Händen und betrachtete sie mit grüblerischer Miene.

»Wie lange bleibst du in Bombay?«, fragte er, ohne mich anzusehen.

»Ich weiß noch nicht. Komisch, seit ein paar Tagen fragen mich das alle.«

»Du bist eben schon länger hier als die üblichen Touristen. Die meisten Leute können gar nicht schnell genug wieder aus der Stadt rauskommen.«

»Es gibt da diesen Stadtführer, Prabaker heißt er, kennst du ihn?«

»Prabaker Kharre? Der Typ, der dauernd grinst?«

»Genau der. Ich war die ganzen letzten Wochen mit ihm unterwegs. Ich hab sämtliche Tempel und Museen und Kunstgalerien zu sehen bekommen und viele Basare. Ab morgen will er mir die andere Seite der Stadt zeigen – die *echte Stadt*, hat er gesagt. Das klingt interessant, und ich will es auf jeden Fall noch mitmachen. Danach kann ich immer noch überlegen, wo ich als Nächstes hingeh. Ich hab's nicht eilig.«

»Ziemlich traurige Angelegenheit, es nicht eilig zu haben – das würde ich an deiner Stelle nicht so offen zugeben«, erwiderte Didier, den Blick noch immer auf die Flasche geheftet. Wenn er nicht lächelte, wirkte sein fahles Gesicht schlaff und schwammig. Er sah ungesund aus, aber auf eine Art, für die man einiges tun muss. »In Marseille gibt es ein Sprichwort: Wer es nicht eilig hat, bringt es schnell zu nichts. Ich hab es seit acht Jahren nicht eilig.«

Plötzlich schlug seine Stimmung um. Er goss sich einen Schluck Whisky ein, sah mich lächelnd an und hob sein Glas.

»Trinken wir! Trinken wir auf Bombay, einen guten Ort, um es nicht eilig zu haben. Und auf zivilisierte Polizisten, die sich bestechen lassen – wenigstens im Interesse der Ordnung, wenn ihnen das Gesetz schon eierlei ist. Also: auf das Bakschisch!«

»Darauf trinke ich gern«, sagte ich und stieß schwungvoll mit ihm an. »Und was hält dich in Bombay, Didier?«

»Ich bin Franzose«, antwortete er und betrachtete eingehend sein beschlagenes Glas, »ich bin schwul, jüdisch und kriminell – ungefähr in dieser Reihenfolge. Bombay ist der einzige Ort, wo ich das alles zugleich sein darf.«

Wir lachten und tranken, und Didier ließ den Blick unruhig durch den Raum schweifen, bis er schließlich bei einer Gruppe Inder zur Ruhe kam, die neben einem der Torbögen saßen. Er beobachtete sie eine Weile und nippte weiter an seinem Whisky.

»Tja, falls du dich entscheiden solltest, hierzubleiben, hast du dir jedenfalls eine gute Zeit ausgesucht. Hier verändert sich zurzeit vieles, und zwar ganz nachhaltig. Siehst du diese Männer dort drüben, die so gierig essen? Das sind Sainiks, Aktivisten der Shiv Sena. Um nicht zu sagen, Agitatoren – und das ist noch freundlich formuliert. Hat dir dein Führer von der Sena erzählt?«

»Ich glaube nicht.«

»Das hat er bewusst ausgelassen, würde ich sagen. Die Shiv-Sena-Partei ist die Partei der Zukunft in Bombay. Und vielleicht sind ihr Stil und ihre *politique* überall der Weg für die Zukunft.«

»Was für eine Politik machen die?«

»Regionalpolitik eben. Sprachgebunden, ethnisch, ›wir-gegen-die‹«, antwortete Didier mit zynischem Grinsen, während er die einzelnen Punkte an den Fingern seiner rechten Hand abzählte. Seine Hände waren weiß und fleischig, und er hatte schwarze Schmutzränder unter den langen Fingernägeln. »Eine Politik der Angst. Ich hasse Politik, und Politiker kann ich noch viel weniger leiden. Sie erheben die Habgier zur Religion. Das ist unverzeihlich. Unsere persönliche Beziehung zu Gier ist doch Privatsache, findest du nicht? Die Shiv Sena hat die Polizei in der Hand, weil sie eine Marathen-Partei ist und die niederen Dienstgrade der Polizei fast alle Marathen sind. Außerdem hat sie die Kontrolle über viele der Slums, viele Gewerkschaften und einen Teil der Presse. Im Prinzip haben die Shiv-Sena-Bonzen alles außer dem nötigen Geld. Sie werden zwar von den Zuckerbaronen und zum Teil auch vom Handel unterstützt, aber auf dem großen Geld – Großkapital und Schwarzgeld – sitzen die Parsen, Hindus aus anderen indischen Städten und die – übrigen von allen gehassten – Moslems. Und da haben wir auch die Wahrheit hinter diesem ganzen Gerede um Rasse und Sprache und Religion: *la guerre économique*. Die Shiv Sena verändert die Stadt, langsam, aber unaufhaltsam. Die Partei hat sogar den Namen geändert – Bombay heißt jetzt Mumbai. Die Landkarte noch nicht, aber das lässt bestimmt nicht lange auf sich warten. Es gibt praktisch nichts, was die Sainiks nicht tun würden, niemanden, mit dem sie sich nicht verbünden würden, um ihr Ziel zu erreichen. Und manchmal ergeben sich dazu gute Gelegenheiten. Günstige Fügungen. Unlängst haben einige Sainiks – nicht die Repräsentanten natürlich, sondern welche aus den unteren Rängen – eine Abmachung mit Rafiq, seinen Afghanen und der Polizei getroffen. Gegen gewisse Zahlungen und Zugeständnisse hat die Polizei fast alle Opiumhöhlen der Stadt geschlossen. Bombays beste Rauchsalons – Etablissements, die seit Generationen zum festen Bild der Stadt gehörten – sind innerhalb einer Woche dichtgemacht worden. Aus und vorbei! Für gewöhnlich interessiert mich diese ganze Politikschweinerei ebenso wenig

wie das Gemetzel in der Wirtschaft. Das Einzige, was noch skrupelloser und zynischer ist als die Politik, ist die Wirtschaft. Aber in diesem Fall haben sich Politik und Wirtschaftsmacht verbündet, um dem Opiumrauchen den Garaus zu machen, und das empört mich zutiefst! Was ist denn Bombay ohne sein *chandu* – sein Opium – und seine Opiumhöhlen? Wo soll das alles hinführen? Das ist doch eine Schande!«

Ich beobachtete, wie die Männer, über die er gerade berichtet hatte, dumpf und mechanisch ihr Essen hinunterschlangen. Ihr Tisch war überhäuft mit Platten, auf denen sich Reis-, Huhn- und Gemüseberge türmten. Keiner der fünf Männer sprach. Sie sahen sich nicht einmal an, während sie das Essen in sich hineinschaufelten.

»Sinniger Gedanke«, bemerkte ich grinsend. »Dass nur die Wirtschaft noch skrupelloser ist als die Politik, meine ich. Gefällt mir.«

»Ah, mein lieber Freund, das ist leider nicht auf meinem Mist gewachsen. Das Bonmot stammt von Karla, aber ich verwende es immer wieder gern. Ich bekenne mich ja vieler Vergehen schuldig – fast aller, um ehrlich zu sein –, aber mit fremden Federn geschmückt habe ich mich nie.«

»Bewundernswert«, sagte ich und lachte.

»Na ja«, schnaufte er. »Irgendwo muss man ja Grenzen ziehen. Zivilisation entsteht schließlich eher durch Verbote als durch Freiheiten.«

Er verstummte, trommelte wieder mit den Fingern auf die Marmortischplatte und sah mich dann von der Seite an.

»Das war von mir«, sagte er, sichtlich verstimmt, weil ich seiner Bemerkung nicht die erwartete Achtung geschenkt hatte. Als ich mich immer noch nicht dazu äußerte, setzte er hinzu: »Das mit der Zivilisation ... das war von mir.«

»Sehr geistreich«, erwiderte ich rasch.

»Nicht der Rede wert«, sagte Didier bescheiden. Dann sah er mich an, und wir brachen in Gelächter aus.

»Was ist für Rafiq eigentlich dabei herausgesprungen, wenn ich mal fragen darf? Bei dieser Geschichte mit den Opiumhöhlen. Warum hat er sich darauf eingelassen?«

»Darauf eingelassen?« Didier verzog das Gesicht. »Es war seine Idee. Mit *garad*, braunem Heroin, lässt sich mehr Geld verdienen als mit Opium. Und jetzt rauchen die Armen, die vorher *chandu* konsumiert haben, das *garad*. Und Rafiq hat sich das *garad*-Geschäft unter den Nagel

gerissen. Nicht das Ganze natürlich. Das braune Heroin wird tonnenweise aus Afghanistan über Pakistan nach Indien geliefert. Aber den *garad*-Markt in Bombay hat er ziemlich vollständig in der Hand. Hier geht es um viel Geld, mein Freund, um richtig dicke Kohle.«

»Und weshalb haben sich die Politiker darauf eingelassen?«

»Nun, aus Afghanistan kommt nicht nur Heroin und Haschisch«, antwortete er, wieder mit gesenkter Stimme. »Sondern auch Handfeuerwaffen, schweres Geschütz und Sprengstoff. Die Sikhs setzen diese Waffen zurzeit im Punjab ein und die muslimischen Separatisten in Kaschmir. Die Waffen sind das eine. Ein noch wichtigerer Faktor ist aber Macht – die Macht, für die vielen armen Muslime zu sprechen, die für die Shiv Sena Feinde sind. Wenn man einen Bereich beherrscht – in diesem Fall den Drogenhandel –, hat man Einfluss auf den anderen – also den Waffenhandel. Und die Sena-Partei will unbedingt den Waffenfluss in ihrem Bundesstaat, also hier in Maharashtra, kontrollieren. Geld und Macht eben. Siehst du die drei Afrikaner an dem Tisch neben Rafiq und seinen Leuten? Die beiden Männer und die Frau?«

»Ja. Die Frau ist mir vorhin schon aufgefallen. Eine echte Schönheit.«

Das junge Gesicht mit den markanten Wangenknochen, der sanft geschwungenen breiten Nase und den üppigen Lippen wirkte wie aus schwarzer Lava gemeißelt. Ihr Haar, zu vielen schmalen Zöpfen geflochten, war mit bunten Perlen verziert. Als sie über einen Witz ihrer Freundin lachte, funkelten ihre Zähne strahlend weiß.

»Schön? Das sehe ich anders. Ich finde, bei den Afrikanern sind die Männer schön und die Frauen bestenfalls attraktiv. Bei den Europäern ist es umgekehrt. Karla ist schön – ein vergleichbar schöner europäischer Mann ist mir noch nie begegnet. Aber das ist ein anderes Thema. Ich wollte eigentlich nur sagen, dass diese drei da drüben Kunden von Rafiq sind, Nigerianer. Der Handel zwischen Bombay und Lagos gehört zu den Zugeständnissen aus der Abmachung mit den Sainiks – ein Nebeneffekt, sozusagen. Die Sena hat in Bombay einen Mann beim Zoll. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie viel Geld da hin- und hergeschoben wird. Rafiqs Erfolg beruht auf der Verknüpfung von Interessen mehrerer Länder – Afghanistan und Indien, Pakistan und Nigeria – mit den entsprechenden Schaltstellen der Macht: Polizei, Zoll und Politiker. All das

ist Teil des Kampfes um die Macht über unser verfluchtes und geliebtes Bombay. Und dieses ganze Intrigenspiel hat begonnen mit der Schließung meiner geliebten alten Opiumhöhlen. Eine Tragödie.«

»Beeindruckender Typ, dieser Rafiq«, murmelte ich, etwas schnoddriger als beabsichtigt.

»Er ist Afghane, mein Freund, und sein Land befindet sich im Kriegszustand. Da liegt sein Motiv. Und er arbeitet für einen der mächtigsten Mafia-Klans, den Walidlalla-Klan. Sein engster Mitarbeiter ist Chuha, einer der gefährlichsten Männer von Bombay. Aber in diesem Teil der Stadt hier liegt die Macht in den Händen von Abdel Khader Khan, dem großen Mafia-Don. Er ist Dichter, Philosoph und Gangsterboss – alles in einem. Er wird *Khaderbhai* genannt, *Khader-Älterer-Bruder*. Es gibt andere, die mehr Geld und Waffen haben als Khaderbhai – er ist ein Mann mit strengen Prinzipien, verstehst du, er schlägt viele lukrative Geschäfte aus. Aber ebendiese Prinzipien verschaffen ihm – ich weiß nicht genau, wie man das auf Englisch sagt – vielleicht eine Art *unmoralische Überlegenheit*, und es gibt niemanden in diesem Teil von Bombay, der mehr Einfluss hat als er. Viele Leute halten ihn für einen Heiligen mit übernatürlichen Fähigkeiten. Ich kenne ihn, und ich kann dir sagen, er ist der faszinierendste Mann, dem ich je begegnet bin. Und das macht ihn zu einer wirklich bedeutenden Persönlichkeit, denn ich habe, wenn ich mir diese unbescheidene Bemerkung erlauben darf, in meinem Leben eine Menge beeindruckender Menschen kennen gelernt.«

Er ließ diese Worte einen Moment lang nachwirken und sah mich dabei an.

»Komm schon, was ist denn? Du trinkst ja gar nichts!«, sagte er dann. »Ich hasse es, wenn Leute so lange brauchen, um ein Glas zu leeren. Das ist ebenso idiotisch wie ein Kondom überziehen, wenn du dir einen runterholen willst.«

»Lass mal«, sagte ich lachend. »Ich, ähm, ich warte auf Karla. Sie müsste jeden Moment zurückkommen.«

»Ah, Karla ...« Er sprach ihren Namen mit einem langen, sanft gerollten »R« aus. »Und was genau hast du mit unserer unergründlichen Karla vor?«

»Wie bitte?«

»Vielleicht ist es sinnvoller zu fragen, was sie mit dir vorhat, *non?*«

Er goss sich den restlichen Whisky aus der Liter-Flasche ins Glas und gab das restliche Wasser dazu. Seit über einer Stunde hatte er ohne Pause getrunken. Seine Augen waren blutunterlaufen und von aufgeplätzten roten Äderchen durchzogen wie der Handrücken eines Boxers, doch sein Blick blieb fest, und seine Handbewegungen waren sicher.

»Ich habe sie ein paar Stunden nach meiner Ankunft in Bombay auf der Straße kennen gelernt«, hörte ich mich selbst sagen. »Sie strahlte etwas aus, das ... Ich glaube, dass ich unter anderem ihretwegen noch hier bin. Ihretwegen und wegen Prabaker. Ich mag die beiden sehr gern – das war vom ersten Moment an so. Mir sind Menschen sehr wichtig, weißt du. Ich würde jederzeit eine Wellblechhütte dem Taj Mahal vorziehen, wenn dort interessante Menschen drin wohnten – wobei ich das Taj Mahal noch nicht gesehen habe, muss ich zugeben.«

»Es ist undicht.« Didier tat das architektonische Wunderwerk mit zwei verächtlichen Worten ab. »Aber hast du eben *interessant* gesagt? Hast du allen Ernstes gesagt, Karla sei *interessant*?«

Er gab ein eigentümlich schrilles, fast hysterisches Lachen von sich und schlug mir kräftig auf die Schulter, wobei er etwas von seinem Whisky verschüttete.

»Ha! Weißt du was, Lin, ich finde, du bist in Ordnung. Wobei mir bewusst ist, dass ein Kompliment aus meinem Munde nicht grade für den besten Leumund sorgt.«

Er leerte sein Glas, knallte es auf den Tisch und wischte sich mit dem Handrücken über den gestutzten Schnurrbart. Als er meinen verwirrten Gesichtsausdruck sah, beugte er sich so nah zu mir herüber, dass unsere Gesichter sich fast berührten.

»Ich muss dir was erklären. Also: Sieh dich einmal um. Wie viele Leute siehst du hier?«

»Na ja, vielleicht sechzig, achtzig.«

»Achtzig kommt hin. Griechen, Deutsche, Italiener, Franzosen, Amerikaner. Touristen aus aller Welt. Beim Essen, Trinken, Reden, Lachen. Und Leute aus Bombay – Inder, Iraner, Afghanen, Araber, Afrikaner. Aber wie viele von diesen Leuten haben tatsächlich Einfluss, für wie viele von ihnen hat das Schicksal eine wirkliche Bestimmung vorgesehen? Wie viele haben den unbedingten Willen, *la dynamique*, etwas verändern zu wollen in ihrem Umfeld, in ihrer Zeit oder vielleicht sogar im Leben

von Tausenden von Menschen? Ich kann es dir ganz genau sagen: vier. Hier in diesem Raum gibt es vier Leute, die Einfluss haben, der ganze Rest ist wie überall auf der Welt: machtlos, antriebslos, *anonyme*. Wenn Karla zurückkommt, sind sie zu fünft, die Einflussreichen. Ja, ich spreche von der Karla, die du als *interessant* bezeichnest. Ich sehe an deinem Gesichtsausdruck, junger Freund, dass du nicht verstehst, was ich meine. Lass es mich also anders sagen: Karla kann eine gute Freundin sein, wenn sie will, aber eine noch bessere Feindin. Wenn du abschätzen willst, wie einflussreich jemand ist, musst du dir ansehen, was er als Freund zu tun vermag und was als Feind. Und das eine kann ich dir sagen: Es gibt in der ganzen Stadt niemanden, der ein schlimmerer oder gefährlicherer Feind wäre als Karla. «

Er sah mich forschend an, ließ den Blick zwischen meinen Augen hin- und herwandern.

»Du weißt, von welcher Sorte Einfluss ich rede, oder? Von *wahrem Einfluss*. Von der Macht, Menschen wie Sterne erstrahlen zu lassen oder sie zu Staub zu zermahlen. Die Macht, Geheimnisse zu kennen – schreckliche, schreckliche Geheimnisse. Ich spreche von der Macht, weder Reue noch Bedauern zu kennen. Gibt es irgendetwas in deinem Leben, das du bereust, Lin? Hast du irgendetwas getan, was du heute bereust? «

»Ja, ich glaube, ich ... «

»Aber natürlich hast du das! Ich doch auch – ich bereue ... so manches. Dinge, die ich getan habe ... und Dinge, die ich nicht getan habe. Nicht so Karla. Diese Eigenschaft macht sie zu einer der wenigen hier, die wahre Macht und echten Einfluss besitzen. Sie hat das Herz der Mächtigen – im Gegensatz zu uns beiden hier. Ah, verzeih mir, ich bin einigermaßen betrunken, und meine beiden Italiener brechen gerade auf. Ajay wird nicht mehr lange warten. Ich muss los und meine kleine Provision kassieren, damit ich mich danach in Ruhe restlos betrinken kann. «

Er rutschte auf seinem Stuhl nach hinten und stieß sich mit den weichen weißen Händen von der Tischplatte ab, um auf die Füße zu kommen. Ohne mich eines weiteren Wortes oder Blickes zu würdigen, bewegte er sich mit dem leicht unsteten Gang des geübten Trinkers zwischen den Tischen hindurch Richtung Küche. Sein Sakko war am Rücken zerknittert und sein Hosenboden ausgebeult. Als ich Didier noch nicht näher kannte und nicht einschätzen konnte, was es für eine Leistung war,

acht Jahre lang in Bombay von Verbrechen und Leidenschaft zu leben und dabei weder Feinde noch Schulden zu machen, neigte ich dazu, ihn als amüsanten, aber hoffnungslosen Trinker abzutun. Es lag nahe, diesen Fehler zu machen, und Didier selbst bestärkte einen darin.

Die wichtigste und weltweit gültige Regel für den Schwarzhandel lautet: *Lass niemanden wissen, was du denkst*. Didiers Zusatz zu dieser Regel lautete: *Und sei immer darüber im Bilde, was die anderen über dich denken*. Seine schäbigen Kleider, die verfilzten, vom Liegen plattgedrückten Locken, seine anscheinend unkontrollierbare Alkoholsucht – das alles waren Teile der Rolle, die er kultivierte und so überzeugend spielte wie ein Schauspieler. Er wiegte die Leute in dem Glauben, dass er hilflos und harmlos sei – während genau das Gegenteil zutraf.

Ich hatte nicht lange Zeit, um über Didier und seine rätselhaften Bemerkungen nachzusinnen, denn kurz nachdem er gegangen war, kam Karla zurück, und wir brachen sofort auf. Wir entschieden uns für den längeren Weg zu ihrem kleinen Haus und spazierten an der Ufermauer entlang, die sich vom Gateway of India bis zum Radio Club Hotel am Meer erstreckt. Die breite Straße war leer. Zu unserer Rechten, hinter einer Platanenallee, befanden sich Hotels und Apartmenthäuser. Manche Zimmer waren beleuchtet, sodass man hineinsehen konnte und einen Eindruck vom Leben der Bewohner bekam: eine Skulptur an einer Wand, ein Bücherregal an einer anderen, ein Holzgerahmtes Poster von einer indischen Gottheit, von Blumen und glimmenden Räucherstäbchen flankiert, und, am Rande eines Parterrefensters, zwei schmale Hände, zum Gebet gefaltet.

Zu unserer Linken befand sich ein Teil des größten Hafens der Welt. Die Ankerlichter zahlloser Schiffe glitzerten, Sternen gleich, auf dem dunklen Wasser. Dahinter erzitterte der Himmel von den Flammen, die aus den Fackeln der ins Meer vorgelagerten Raffinerien loderten. Die Nacht war mondlos. Obwohl es auf Mitternacht zuging, schien die Luft sich seit dem Nachmittag nicht abgekühlt zu haben. Es herrschte Flut, und vom Arabischen Meer trieb immer wieder Sprühnebel über die hüft hohe Steinmauer: Dunstschleier, die der Samum von der afrikanischen Küste bis hierher trug.

Wir gingen langsam. Ich blickte oft zum Himmel auf, an dem zahllose Sterne glitzerten, ein schwerer funkelnder Fang im schwarzen Netz der

Nacht. Wenn man im Gefängnis sitzt, lebt man jahrelang ohne Sonnenaufgang, ohne Sonnenuntergang und ohne den Nachthimmel, ist sechzehn Stunden am Tag in einer Zelle eingesperrt, vom frühen Nachmittag bis zum späten Vormittag des nächsten Tages. Man hat keinen Anspruch mehr auf Sonne, Mond und Sterne. Das Gefängnis war nicht die Hölle, aber es gab dort keinen Himmel. Was auch ein schlimmer Zustand ist.

»Man kann es mit dem Zuhören auch übertreiben, weißt du.«

»Wie? Oh, tut mir leid. Ich war in Gedanken versunken«, sagte ich entschuldigend. »Übrigens, bevor ich's vergesse, hier ist das Geld, das Ulla mir gegeben hat.«

Sie nahm das Bündel Scheine und steckte es in ihre Handtasche, ohne es anzusehen.

»Das Leben ist manchmal schon seltsam«, sagte sie. »Ulla hat sich mit Modena eingelassen, um von einem Mann loszukommen, der sie wie eine Sklavin behandelt hat. Und jetzt *ist* sie in gewisser Weise Modenas Sklavin. Aber sie liebt ihn, und deshalb schämt sie sich, dass sie ihn anlügen muss, wenn sie ein bisschen Geld für sich behalten will.«

»Manche Leute brauchen diese Machtspiele.«

»Nicht nur *manche* Leute«, erwiderte Karla. Ihre Stimme klang zornig und bitter. »Als du mit Didier über Freiheit geredet hast, als er wissen wollte, welche Art von Freiheit du meinst, hast du gesagt: die Freiheit, nein sagen zu können. Es mag komisch klingen, aber ich dachte immer, es sei viel wichtiger, dass man die Freiheit hat, *ja* sagen zu können.«

»A propos Didier«, sagte ich beiläufig, um sie aus ihrer düsteren Stimmung zu reißen, »ich habe heute lange mit ihm geredet, als ich auf dich gewartet habe.«

»Ich schätze mal, dass vor allem Didier geredet hat«, mutmaßte sie.

»Na ja, stimmt schon, aber es war interessant. Es hat mir Spaß gemacht. Es war das erste Mal, dass wir uns richtig unterhalten haben.«

»Was hat er dir erzählt?«

»Erzählt?« Ich fand die Frage seltsam; sie hörte sich an, als hätte Didier Geheimnisse, die er um keinen Preis verraten durfte. »Er hat über die Leute im Leopold's geredet. Die Afghanen, die Iraner, die Shiv Sainiks oder wie sie heißen, und die Mafiabosse.«

Karla lächelte ironisch.

»Ich würde nicht viel darauf geben, was Didier so erzählt. Er kann

ziemlich oberflächlich sein, vor allem, wenn er so ernsthaft tut. Der weiß nicht mal, wie sich das Wort ›Tiefgang‹ schreibt. Ich hab ihm das auch mal gesagt – dass es schon eine Kunst sei, so flach zu schürfen wie er. Das fand er dann auch noch gut. Eins muss man Didier jedenfalls zugutehalten: Man kann ihn wirklich kaum beleidigen.«

»Ich dachte, ihr wärt Freunde«, wandte ich ein und beschloss, ihr nicht zu erzählen, was Didier über sie gesagt hatte.

»Freunde ... na ja ... manchmal bin ich mir nicht sicher, was Freundschaft ist. Wir kennen uns seit Jahren. Wir haben mal zusammengewohnt – hat er dir das erzählt?«

»Nein.«

»Ein Jahr, gleich nach meiner Ankunft in Bombay. Wir haben in einer irren, halb verfallenen Bruchbude im Fort-Viertel gewohnt. Jeden Morgen sind wir mit Putz im Gesicht aufgewacht, der von der Decke fiel, und ständig lagen Mauerstücke, Balken und anderes Zeug im Hausflur herum. Vor ein paar Jahren ist das Haus dann während des Monsuns endgültig zusammengebrochen, und dabei sind einige Leute zu Tode gekommen. Manchmal gehe ich da vorbei und schaue nach oben auf die leere Stelle, wo früher mein Zimmer war. Man könnte wohl sagen, dass Didier und ich uns nahestehen. Aber Freunde? Ich finde es von Jahr zu Jahr schwieriger zu verstehen, was Freundschaft wirklich ist. Freundschaft ist so was wie eine Matheprüfung, die keiner besteht. Wenn ich mich ganz mies fühle, denke ich manchmal, ein Freund ist bestenfalls jemand, den man nicht verabscheut.«

Ihr Tonfall war ernst, aber ich gestattete mir ein kleines Lachen.

»Finde ich doch etwas extrem, die Auffassung.«

Sie blickte mich finster an, lachte aber dann.

»Mag sein. Vielleicht bin ich nur müde. Ich hab nicht viel geschlafen in den letzten Nächten. Ich will Didier nicht unrecht tun. Aber er kann einem manchmal wirklich auf die Nerven gehen, weißt du? Hat er eigentlich irgendwas über mich gesagt?«

»Er ... er hat gesagt, dass er dich schön findet.«

»Wirklich?«

»Ja. Er hat über die Schönheit von weißen und schwarzen Menschen philosophiert und gesagt: *Karla ist schön.*«

Sie zog erfreut die Augenbrauen hoch.

»Na gut. Ich werte das mal als großes Kompliment, auch wenn er ein gigantischer Lügner ist.«

»Ich mag Didier.«

»Warum?«, fragte sie sofort.

»Ach, ich weiß nicht genau. Vermutlich, weil er ein Profi ist. Ich mag Leute, die ihre Sache beherrschen. Und er strahlt eine Traurigkeit aus, die ... die ich irgendwie nachvollziehen kann. Er erinnert mich an ein paar Leute, die ich kenne. Freunde.«

»Zumindest macht er keinen Hehl aus seiner Dekadenz«, sagte sie, und ich erinnerte mich daran, was Didier über Karla und die Macht von Geheimnissen gesagt hatte. »Vielleicht gibt es tatsächlich etwas, das Didier und mich verbindet«, fuhr Karla fort. »Wir hassen beide Heuchler. Heuchelei ist eine Art von Grausamkeit. Und Didier ist nicht grausam. Er ist zügellos, aber nicht grausam. In letzter Zeit war er ziemlich gemäßigt, aber es gab schon Zeiten, in denen seine leidenschaftlichen Affären Stadtgespräch waren, zumindest unter den Ausländern, die hier leben. Ein eifersüchtiger Liebhaber, ein junger Marokkaner, hat ihn mal nachts mit dem Schwert über den Causeway gejagt. Beide waren splitterfasernackt – ein skandalöser Vorfall für Bombay, und was Didier betrifft, ein bemerkenswertes Spektakel, kann ich dir nur sagen. Er ist in die Polizeiwache von Colaba gerast, wo man ihn dann rettete. In solchen Dingen ist man in Indien ziemlich konservativ, aber Didier hat eine feste Regel: Er lässt sich nie auf Sex mit Indern ein, und ich glaube, das nötigt den Leuten Respekt ab. Viele Ausländer kommen wegen Sex mit indischen Jungen hierher. Didier verabscheut diese Typen und hat grundsätzlich nur Affären mit Ausländern. Es würde mich nicht wundern, wenn er dir deshalb heute so viel über die Umtriebe anderer Leute erzählt hat. Wahrscheinlich wollte er dich mit seinem Wissen über zwielichtige Geschäfte und Gestalten beeindrucken, um dich zu verführen. Oh, hallo, *Katzeli!* Ja wo kommst du denn her?«

Auf der Ufermauer hockte eine Katze und futterte Essensreste aus einem kleinen Pappkarton. Das magere graue Tier duckte sich und gab grollende und klagende Laute zugleich von sich, aber es ließ sich von Karla streicheln und fraß unbeirrt weiter. Es war ein dürres räudiges Wesen, mit einem halb abgebitzenen Ohr und kahlen Stellen, die mit Schunden übersät waren. Ich wunderte mich, dass dieses halb verhun-

gerte, verwilderte Tier sich von einer Fremden streicheln ließ und dass Karla den Wunsch verspürte, es zu berühren. Noch verwunderlicher fand ich allerdings, dass die Katze sich genüsslich Gemüse und Reis in einer Soße mit ganzen extrem scharfen Chilis zu Gemüte führte.

»Oh, schau doch nur«, sagte Karla schwärmerisch. »Ist der nicht wundervoll?«

»Hm, na ja ...«

»Findest du seinen Mut nicht bewundernswert? Seinen Überlebenswillen?«

»Offen gestanden, mag ich Katzen nicht sonderlich. Gegen Hunde hab ich nichts, aber Katzen ...«

»Aber man *muss* Katzen einfach lieben! In einer perfekten Welt wären alle Menschen so, wie Katzen um zwei Uhr nachmittags sind.«

Ich lachte. »Hat dir schon mal jemand gesagt, dass du eine sehr eigenwillige Ausdrucksweise hast?«

»Wie meinst du das?«, sagte sie und drehte sich mit einer abrupten Bewegung zu mir um.

Selbst im Licht der Straßenlaterne konnte ich erkennen, dass ihr das Blut ins Gesicht gestiegen war und sie fast zornig aussah. Damals wusste ich noch nicht, dass die perfekte Beherrschung der englischen Sprache für Karla enorm wichtig war; dass sie viel las und schrieb, um sich all ihre klugen Bemerkungen zu erarbeiten.

»Du drückst dich einfach sehr ungewöhnlich aus. Versteh mich nicht falsch, mir gefällt das. Sehr sogar. Es ist wie ... na ja, nimm zum Beispiel gestern. Als wir uns über die Wahrheit unterhalten haben. *Die Wahrheit*. Die absolute Wahrheit. Die Wahrheit schlechthin. Als wir darüber nachgedacht haben, ob es überhaupt so etwas Absolutes gibt, ob überhaupt *irgendetwas* wahr ist. Alle haben sich dazu geäußert – Didier, Ulla, Maurizio, sogar Modena. Und dann hast du gesagt: *Die Wahrheit ist ein Tyrann, und wir alle geben vor, ihn zu lieben*. Das hat mich wirklich beeindruckt. Hast du das irgendwo gelesen oder in einem Theaterstück oder Film gehört?«

»Nein. Das stammt von mir.«

»Siehst du, das meine ich. Ich glaube nicht, dass ich von den Äußerungen der anderen irgendwas zitieren könnte. Aber diesen Satz von dir werde ich nie vergessen.«

»Findest du denn, dass es zutrifft?«

»Was – dass die Wahrheit ein Tyrann ist und dass wir alle nur so tun, als würden wir ihn lieben?«

»Ja.«

»Nein, überhaupt nicht. Aber mir gefällt der Gedanke und die Formulierung.«

Ein kleines Lächeln lag auf ihren Lippen, und ich konnte den Blick nicht von ihr lösen. Einige Momente verstrichen, und als sie wegschaute, sprach ich rasch weiter, um ihre Aufmerksamkeit nicht zu verlieren.

»Warum magst du Biarritz?«

»Wie?«

»Vor zwei Tagen hast du gesagt, Biarritz sei einer deiner Lieblingsorte. Ich war noch nie dort und habe keine Vorstellung davon. Aber ich würde gerne wissen, warum es dir dort so gut gefällt.«

Sie lächelte und zog die Nase kraus, was ein Ausdruck von Ärger oder auch von Freude sein mochte.

»Das weißt du noch? Na, dann sollte ich es dir wohl erklären. Biarritz ist ... wie soll man das in Worte fassen ... ich glaube, es hat mit dem Meer zu tun. Der Atlantik. Ich finde Biarritz im Winter am schönsten, wenn die Touristen weg sind und das Meer so beängstigend ist, dass die Leute zu Stein erstarren. Man sieht sie wie Statuen an den verlassen Stränden stehen, zwischen den Klippen, und aufs Meer starren, versteinert vor Angst beim Anblick des Ozeans. Der Atlantik ist nicht wie der warme Pazifik oder der Indische Ozean. Im Winter ist er unerbittlich, gnadenlos und grausam. Du spürst, wie er dich ruft, und du weißt, dass er dich hinauslocken und in die Tiefe ziehen will. Er ist so wunderschön, dass mir die Tränen kamen, als ich ihn zum ersten Mal richtig wahrgenommen habe. Und es zog mich zu ihm. Ich wollte mich dort hinaustragen und von den gewaltigen zornigen Wellen verschlingen lassen. Es war absolut unheimlich. Aber die Einwohner von Biarritz sind die tolerantesten und entspanntesten Menschen in ganz Europa, finde ich. Nichts bringt sie aus der Fassung. Sie nehmen alles gelassen hin. Ziemlich sonderbar – in den meisten Ferienorten sind die Leute aufgeregt und das Meer ist ruhig. In Biarritz ist es genau umgekehrt.«

»Willst du irgendwann dorthin zurück? Um dort zu leben, meine ich?«

»Nein«, antwortete sie rasch. »Wenn ich Indien jemals verlasse, dann gehe ich in die USA zurück. Da bin ich nach dem Tod meiner Eltern aufgewachsen, und irgendwann würde ich gern wieder dort leben. Ich liebe das Land schon irgendwie. Amerika und die Amerikaner strahlen so etwas Zuversichtliches, Herzliches und ... *Tapferes* aus. Ich fühle mich nicht als Amerikanerin – jedenfalls nicht bewusst –, aber ich fühle mich in ihrer Gesellschaft wohl, verstehst du? Mehr als irgendwo anders.«

»Erzähl mir von den anderen«, bat ich, damit sie weitersprach.

»Den anderen?« Sie runzelte die Stirn.

»Von der Truppe aus dem Leopold's. Didier und den anderen. Von Letitia zum Beispiel. Woher kennst du sie?«

Sie entspannte sich, und ihr Blick schweifte ins Dunkel auf der anderen Straßenseite. Dann blickte sie gedankenverloren zum Nachthimmel auf. Das weißblaue Licht der Straßenlaterne zerfloss auf ihren Lippen und in den Planeten ihrer großen Augen.

»Lettie hat eine Weile in Goa gelebt«, begann sie, und ihre Stimme klang warm und herzlich. »Sie ist wegen der üblichen Geschichten nach Indien gekommen – Partys und spirituelle Erweckung. Die Partys hat sie gefunden und, glaube ich, auch in vollen Zügen genossen. Lettie liebt Partys. Aber aus dem spirituellen Teil ist nicht viel geworden. Dann ist sie gleich zweimal in einem Jahr nach London zurück, kam dann aber wieder, um ein letztes Mal nach ihrem Seelenheil zu suchen. Sie gibt sich gerne tough, aber in Wirklichkeit ist sie ein sehr spiritueller Mensch. Am meisten von uns allen, glaube ich.«

»Wovon lebt sie? Ich will, wie gesagt, nicht aufdringlich sein, es interessiert mich nur, wie andere sich hier über Wasser halten. Ausländer, meine ich.«

»Sie kennt sich sehr gut mit Edelsteinen aus, mit rohen und geschliffenen, und arbeitet auf Provisionsbasis für ausländische Einkäufer. Didier hat ihr das vermittelt. Er hat Kontakte in ganz Bombay.«

»Didier?« Ich lächelte erstaunt. »Ich dachte, die beiden hassen sich – na ja, hassen ist vielleicht zu viel gesagt. Ich dachte, sie können sich nicht ausstehen.«

»Sicher, sie gehen sich auf die Nerven. Aber sie sind trotzdem Freunde. Wenn einem von ihnen etwas zustoßen würde, wäre der andere todunglücklich.«

»Und was ist mit Maurizio?«, fragte ich, um einen beiläufigen Tonfall bemüht. Der große Italiener war zu attraktiv und zu selbstbewusst, und ich war neidisch auf ihn, weil ich mutmaßte, dass er Karla gut kannte und mit ihr befreundet war. »Was muss man über ihn wissen?«

»Was man über ihn wissen muss? Ich weiß nicht, was man über ihn wissen *muss*«, sagte sie und runzelte wieder die Stirn. »Seine Eltern haben ihm viel Geld hinterlassen. Er hat es durchgebracht, und ich glaube, er hat eine Art Talent fürs Geldausgeben entwickelt.«

»Das Geld von anderen?« Vielleicht spürte sie, dass ich erpicht darauf war, etwas Schlechtes über Maurizio zu hören, denn sie antwortete mit einer Gegenfrage.

»Kennst du die Geschichte von dem Skorpion und dem Frosch? Der Frosch erklärt sich bereit, den Skorpion über den Fluss zu tragen, weil der ihm verspricht, dass er ihn nicht sticht?«

»Ja, und dann sticht der Skorpion ihn doch, und zwar mitten auf dem Fluss. Kurz vor dem Ertrinken fragt der Frosch den Skorpion, warum er das getan habe, und der Skorpion antwortet, er sei nun mal ein Skorpion und er könne nicht anders.«

»Ja«, seufzte sie und nickte langsam. »So ist Maurizio. Wenn man das weiß, ist es kein Problem, dann bietet man ihm einfach nicht an, ihn über den Fluss zu tragen. Verstehst du, was ich meine?«

Ich war im Gefängnis gewesen, ich wusste genau, was sie meinte. Ich nickte und fragte sie nach Ulla und Modena.

»Ulla mag ich«, antwortete sie direkt, wieder mit diesem kleinen Lächeln. »Sie ist verrückt und unzuverlässig, aber ich hab viel übrig für sie. In Deutschland war sie ein reiches Mädchen. Dann spielte sie mit dem Feuer und wurde heroinabhängig. Ihre Familie brach den Kontakt zu ihr ab, und so kam sie nach Indien – mit einem üblen Typen, einem Deutschen, Junkie wie sie, der sie in einem schlimmen Laden hat arbeiten lassen. Schrecklicher Ort. Sie hat ihn geliebt. Sie hat es für ihn gemacht. Und sie hätte alles für ihn getan. Manche Frauen sind so. Manche Liebesbeziehungen sind so. Die meisten, soweit ich es beurteilen kann. Irgendwann fühlt sich das eigene Herz an wie ein überfülltes Rettungsboot. Damit es nicht untergeht, wirft man seinen Stolz über Bord, seine Selbstachtung, seine Unabhängigkeit. Und nach einer Weile wirft man auch Menschen über Bord – Freunde, Bekannte. Doch es reicht immer noch nicht. Das

Rettungsboot sinkt weiter, und man weiß, dass es einen in die Tiefe ziehen wird. Ich habe das hier bei vielen Mädchen beobachtet. Vermutlich will ich deshalb auch nichts wissen von der Liebe.«

Ich konnte nicht beurteilen, ob sie über sich sprach, oder ob ihre Worte an mich gerichtet waren. Sie waren schneidend, und ich wollte sie nicht hören.

»Und Kavita? Wie passt die ins Bild?«

»Kavita ist super! Sie schreibt freiberuflich – das weißt du ja. Sie will Journalistin werden, und ich glaube, sie schafft das auch. Ich *hoffe*, dass sie es schafft. Sie ist intelligent und ehrlich und hat Power. Und außerdem sieht sie klasse aus. Findest du nicht auch, dass sie eine tolle Frau ist?«

»Doch, klar«, stimmte ich zu und dachte an Kavitas honigfarbene Augen, ihre wohlgeformten, vollen Lippen und ihre lebhaften eleganten Hände. »Sie ist sehr attraktiv. Aber ich finde, das seid ihr *alle*. Sogar Didier hat mit seinem verlotterten Charme etwas von einem Lord Byron. Lettie finde ich auch sehr süß. Sie hat immer ein Lachen in den Augen – und ihre Augen sind richtig *eisblau*, findest du nicht? Und Ulla hat etwas Puppenhaftes mit diesen großen Augen und dem Schmollmund in dem runden Gesicht. Ein hübsches Puppengesicht. Maurizio ist attraktiv wie ein Model, und Modena sieht auf eine andere Weise gut aus, wie ein Stierkämpfer oder so. Und du ... du bist die schönste Frau, die ich jemals gesehen habe.«

Nun hatte ich es ausgesprochen. Und noch im Erschrecken darüber, dass ich meinen Gedanken preisgegeben hatte, fragte ich mich, ob sie ihn wirklich verstand, ob sie meine Worte über das Äußere ihrer Freunde und über ihre eigene Schönheit so weit durchschaute, dass sie die Verletztheit darin erkennen konnte: die Verletztheit, die ein hässlicher Mann in jedem Moment der bewussten Liebe empfindet.

Sie lachte – ein großes breites tiefes Lachen –, packte mich am Arm und zog mich den Gehweg entlang. In diesem Augenblick war, wie durch ihr Lachen aus dem Dunkeln gelockt, ein Klappern und Rumpeln auf der gegenüberliegenden Straßenseite zu hören. Ein Bettler polterte auf einer kleinen Holzplatte, unter die Metallrollen montiert waren, vom Gehweg auf die Fahrbahn. Er stieß sich mit den Händen vom Boden ab, bis er die Mitte der leeren Straße erreicht hatte, und kam dann mit einer schwungvollen Pirouette zum Stehen. Seine jämmerlich dünnen Beine

waren gleich denen einer Gottesanbeterin neben ihm auf der Holzplatte angewinkelt, die nicht größer als eine zusammengefaltete Zeitung war. Er trug eine Schuluniform – Khakishorts und ein himmelblaues Hemd. Obwohl er mindestens zwanzig Jahre alt sein musste, waren ihm die Kleider zu groß.

Karla rief seinen Namen, und wir blieben auf seiner Höhe stehen. Die beiden unterhielten sich eine Weile auf Hindi. Ich betrachtete fasziniert die Hände des Mannes, die riesig waren – so breit wie sein Gesicht. Im Licht der Straßenlaterne sah ich, dass er an Fingern und Handflächen dicke Ballen hatte, wie bei den Tatzen eines Bärs.

»*Gute Nacht!*«, rief er schließlich auf Englisch. Er hob eine Hand und berührte erst seine Stirn und dann sein Herz, eine Geste formvollender Höflichkeit. Mit einer übertriebenen Pirouette setzte er sich wieder in Bewegung, beschleunigte und rollte immer schneller das sanfte Gefälle zum Gateway of India hinunter.

Wir sahen ihm nach, bis er verschwunden war, dann nahm Karla mich am Arm und zog mich auf den Fußweg zurück. Ich erlaubte mir, geführt zu werden. Ich erlaubte mir, mich mitreißen zu lassen vom perlenden Lauf ihrer Stimme, vom sanften Bitten der Wellen; vom schwarzen Himmel und der dunkleren Nacht ihres Haars; vom Hauch des Parfums auf ihrer warmen Haut und vom Duft der schlafenden Straße, die nach Meer, Stein, Bäumen roch. Ich erlaubte mir, hineingezogen zu werden in ihr Leben und ins Leben der Stadt. Ich begleitete Karla nach Hause. Ich sagte ihr Gute Nacht. Und ich sang leise vor mich hin, als ich durch die stillen versonnenen Straßen zu meinem Hotel wanderte.

DRITTES KAPITEL



So, du meinst also, jetzt geht es wirklich zur Sache?«

»Wirst du sehen viel Leben, Baba«, versicherte mir Prabaker, »wird auch sein viel von allem. Jetzt wirst du sehen sie, die wirklich Stadt. Normalerweise ich führe niemals Touristen zu solche Plätze. Gefällt es sie nicht und gefällt mir nicht, dass sie nicht gefällt. Oder vielleicht manchmal gefällt es sie zu prima dort, und gefällt mir dies gar nicht. Braucht man eine gute Kopf, um zu mögen diese Dinge. Und braucht man ein gute Herz, um nicht sie zu mögen zu viel. Wie du, Linbaba. Bist du mein guter Freund. Das ich habe sehr erkannt am erster Tag, als wir haben getrunken Whisky in deine Zimmer. Jetzt, mit deine gute Kopf und dein gutes Herz, wirst du ganz sehen es, mein Bombay.«

Wir fuhren in einem Taxi die Mahatma Gandhi Road entlang, an der Flora Fountain vorbei Richtung Victoria Station. Es war eine Stunde vor Mittag, und der Verkehrsstrom, der sich durch die steinerne Schlucht wälzte, schwoll durch die Unmengen von Laufburschen, die Tiffin-Karren schoben, noch weiter an. Diese Laufburschen holten in Wohnungen und Häusern fertig gekochte Mittagessen ab und verstauten sie in Blechbüchsen, die auch *jalpaans* oder *tiffins* genannt werden. Sie schoben riesige Wannen voller Tiffins auf langen Holzkarren vor sich her, sechs Mann und mehr pro Karren. Durch die Blechlawine aus Bussen, Lastern, Motorrollern und Autos hindurch belieferten sie Büros und Geschäfte in der ganzen Stadt. Keiner außer den Austrägern wusste, wie das Ganze genau funktionierte: wie Männer, die kaum des Lesens und Schreibens mächtig

waren, jenes undurchschaubare, hochkomplizierte System von Symbolen, Farben und Kennziffern hatten entwickeln können, mit denen die Büchsen markiert und identifiziert wurden; wie Tag für Tag Hunderttausende dieser identischen Behältnisse auf den hölzernen, mit Schweiß geölten Radachsen durch die Stadt rollten und stets den richtigen Mann, die richtige Frau unter Millionen erreichten; und wie sich all das für einen Preis bewerkstelligen ließ, der nicht in Dollar, sondern in Cents bemessen wurde. Magie, diese Verbindung zwischen dem Gewöhnlichen und dem Unmöglichen, war der unsichtbare Fluss, der in jenen Tagen durch jede Straße und jedes schlagende Herz von Bombay strömte, und nichts – von der Postzustellung bis zum Flehen der Bettler – funktionierte ohne einen kleinen Anteil davon.

»Welche Nummer ist er dieser Bus, Linbaba? Schnell, sagst du mir.«

»Augenblick«, ich zögerte, spähte aus dem halb offenen Fenster des Taxis und versuchte, die Zahlenschnörkel auf einem roten Doppeldeckerbus zu entziffern, der gerade auf der anderen Straßenseite hielt. »Das ist, äh, eins-null-vier, stimmt's?«

»Sehr, sehr prima! Hast du so fein gelernt die Hindi-Zahlen. Ist es jetzt kein Problem mehr für dich – kannst du lesen viel prima Zahlen für Bus und Zug und Speisekarte, und kannst du jetzt auch kaufen prima Rauschgift und andere gute Sachen. Und jetzt sagst du mir, was ist *alu palak*?«

»*Alu palak* ist Kartoffeln mit Spinat.«

»Gut. Und fein prima Essen auch, hast du vergessen zu sagen. Ich mag viel gern *alu palak*. Und was ist *phul gobhi* und *bhindi*?«

»Das ist ... ach ja, Blumenkohl und ... Okra.«

»Richtig. Und fein prima Essen auch, hast du wieder vergessen. Was ist *baingan masala*?«

»Das ist, äh, gewürzte Aubergine.«

»Wieder ist richtig! Wie, magst du es nicht *baingan*?«

»Ja ja, okay! *Baingan* schmeckt auch gut.«

»Mag ich nicht sehr *baingan*«, sagte Prabu verächtlich und rümpfte seine kurze Nase. »Und was heißt sich *chehra*, *munh* und *dil*?«

»Okay ... nicht sagen ... Gesicht, Mund und Herz. Stimmt das?«

»Stimmt sehr richtig, kein Problem. Habe ich gut geschaut, wie du isst so schön mit deine Hände, ist das gute indische Art. Und hast du gut

gelernt zu fragen die Leute immer in Hindi – wie viel ist dies, wie viel ist das, bitte zwei Tassen Tee, will ich mehr Haschisch. Habe ich das alles gesehen. Bist du mein beste Schüler, Linbaba. Und bin ich doch auch dein beste Lehrer.«

»Eindeutig, Prabu«, lachte ich. »He! Vorsicht!«

Mein Schrei warnte den Taxifahrer gerade noch rechtzeitig, sodass er dem Ochsenkarren ausweichen konnte, der vor uns zu wenden versuchte. Der Taxifahrer, ein stämmiger, dunkelhäutiger Mann mit borstigem Schnauzer, schien erbost darüber zu sein, dass ich die Frechheit besessen hatte, uns das Leben zu retten. Als wir in das Taxi eingestiegen waren, hatte er seinen Rückspiegel so ausgerichtet, dass er nur mein Gesicht darin sah. Nach diesem Beinaheunfall starrte er mich zornig an und fauchte einen Schwall Schimpfwörter auf Hindi. Er fuhr das Taxi wie einen Fluchtwagen, scherte schlingernd nach links oder rechts aus, um langsamere Fahrzeuge zu überholen. Sein Verhalten gegenüber allen anderen auf der Straße war geprägt von Streitlust und bösartiger Freude am Schikanieren. Er fuhr jedem langsameren Fahrzeug bis auf wenige Zentimeter auf, hupte laut und versuchte es abzurängen. Sobald das langsamere Auto etwas nach links ausscherte, um uns vorbeizulassen, fuhr unser Fahrer auf gleiche Höhe auf und beschimpfte den anderen Fahrer. Sah er das nächste langsame Fahrzeug vor uns, trat er wieder aufs Gas, und das Ganze wiederholte sich. Ab und zu öffnete er die Fahrertür, beugte sich hinaus und spuckte Paansaft auf die Straße. Dabei achtete er sekundenlang überhaupt nicht auf den Verkehr.

»Der Kerl ist wahnsinnig!«, murmelte ich Prabaker zu.

»Ist es nicht so sehr gut, sein Autofahren«, keuchte Prabaker, der sich mit beiden Händen an der Rückenlehne des Fahrersitzes festklammerte. »Aber muss ich sagen, Spucken und Schimpfen ist erste Klasse.«

»Herrgott noch mal, sag ihm, dass er anhalten soll!«, rief ich, als der Wagen wieder beschleunigte und mit wilden Schlingern nach links und rechts ins nächste Verkehrsgetümmel hineinraste. »Der bringt uns noch um!«

»*Band karo!*«, rief Prabaker. *Anhalten!*

Zur Sicherheit fügte er noch einen markigen Fluch hinzu, was den Fahrer jedoch nur noch wütender machte. Dass wir mit Höchstgeschwindigkeit dahinschossen, hielt ihn nicht davon ab, sich zu uns um-

zudrehen und uns mit weit aufgerissenem Mund und gebleckten Zähnen anzuschmauzen. Seine Augen waren riesig und schwarz und funkelten vor Wut.

»Arrey!«, kreischte Prabaker und deutete an ihm vorbei nach vorne.

Doch es war bereits zu spät. Der Fahrer drehte sich zwar sofort um, streckte die Arme am Lenkrad durch und trat voll auf die Bremse. Doch wir rutschten, schleuderten, eine Sekunde ... zwei Sekunden ... drei Sekunden. Ein Japsen drang aus der Brust des Fahrers, ein schmatzender Laut, als zöge man einen flachen Stein aus dem feuchten Lehm eines Flussufers. Dann prallten wir mit dumpfem Krachen auf einen Wagen, der vor uns gebremst hatte, um abzubiegen. Prabu und ich wurden gegen die Vordersitze geschleudert, dann folgte weiteres Krachen, als zwei Autos auf uns auffuhren.

Das Klirren und Scheppern der Glasscherben und Chromstücke klang in der plötzlichen Stille nach dem Aufprall wie dünner metallischer Applaus. Ich war mehrfach herumgeschleudert worden und schließlich mit dem Kopf an die Tür geknallt. Ich spürte Blut, vermutlich aus einer Platzwunde über meinem Auge, war ansonsten aber unversehrt. Als ich mich aufrappelte, spürte ich Prabakers Hände.

»Hast du nichts kaputt, Lin? Bist du okay?«

»Alles okay, ja, alles okay.«

»Ganz sicher? Alles nicht kaputt?«

»Großer Gott, Prabu, mir ist egal, wie gut dieser Kerl spucken kann«, sagte ich mit nervösem Lachen, schwächlich vor Erleichterung. »Trinkgeld kriegt der jedenfalls nicht von mir. Bei dir auch alles in Ordnung?«

»Müssen wir hier raus, Lin!«, jammerte er hysterisch. »Raus! Raus hier! Sofort!«

Die Tür auf seiner Seite war verkeilt, und er stemmte sich mit der Schulter dagegen. Sie bewegte sich keinen Millimeter. Er griff an mir vorbei, um an meiner Tür zu rütteln, sah dann jedoch, dass sie draußen von einem Autowrack blockiert war. Als unsere Blicke sich trafen, stand in seinen geweiteten Augen derart blankes Entsetzen, dass mich ein eiskalter Schreck durchfuhr. Abrupt drehte Prabaker sich um und warf sich erneut gegen die Tür auf seiner Seite.

Mein Hirn fühlte sich an wie eine schlammige Brühe, in der nur ein einziger klarer Gedanke zu fassen war: *FEUER – fürchtet er sich vor Feu-*

er? Sobald ich diesen Gedanken gedacht hatte, wurde ich ihn nicht mehr los. Ich sah Prabakers angstverzerrten Mund und war mir sicher, dass das Taxi gleich in Flammen aufgehen würde. Ich wusste aber auch, dass wir in der Falle saßen. Die Rückfenster in den Bombayer Taxis, die ich bislang gesehen hatte, ließen sich nur wenige Zentimeter öffnen. Unsere Türen waren verkeilt, die Seitenfenster gingen nicht auf, das Taxi würde gleich explodieren, und wir saßen in der Falle. *Bei lebendigem Leibe verbrannt ... Hat er davor solche Angst?*

Ich sah zum Fahrer nach vorn. Er hing zusammengesackt zwischen Lenkrad und Tür und rührte sich nicht, doch ich hörte ihn stöhnen. Unter seinem dünnen Hemd hob und senkte sich der dornige Grat seiner Wirbelsäule mit jedem mühevollen, flachen Atemzug.

Vor den Fenstern des Taxis erschienen Gesichter, und ich hörte aufgeregte Stimmen. Prabaker sah zu ihnen hinaus, drehte sich hilflos hierhin und dorthin, und sein Gesicht glich einer gequälten, panischen Fratze. Plötzlich kletterte er über den Vordersitz und drückte mit Gewalt die Beifahrertür auf. Dann drehte er sich hektisch um, packte meine Arme mit erstaunlicher Kraft und versuchte mich über die Sitzlehne zu zerren.

»Gehst du hier, Lin! Komm! Schnell, beeilst du dich!«

Ich kletterte über den Sitz nach vorne. Prabaker stieg aus und drängte sich durch eine Schar Schaulustiger. Ich drehte mich zum Fahrer um, der unter dem Lenkrad eingeklemmt war, und wollte ihn befreien, wurde jedoch durch Prabakers eisernen Griff daran gehindert. Eine Hand krallte sich in meinen Rücken, die andere zerrte an meinem Hemdkragen.

»Nicht anfassen, Lin!«, schrie er mit sich überschlagender Stimme. »Nicht anfassen! Lass du ihn und steigst du aus! Sofort steigst du aus!«

Er zog mich aus dem Auto und zerrte mich durch den immer dichter werdenden Wall von Leibern rings um die Unfallstelle. Wir ließen uns auf einem Fußweg an einem schmiedeeisernen Staketenzaun nieder, unter den Zweigen eines Weißdornbuschs, und untersuchten uns gegenseitig auf Verletzungen. Die Platzwunde über meinem rechten Auge war harmloser, als ich gedacht hatte. Sie hatte aufgehört zu bluten, und es trat schon Wundsekret aus. Hier und da tat mir etwas weh, was aber nicht der Rede wert war. Prabaker hielt sich den Arm, mit dem er mich mit solch unbändiger Kraft aus dem Auto gezogen hatte, und wiegte ihn mit schmerzverzerrtem Gesicht. Am Ellbogen hatte sich eine dicke Schwel-

lung gebildet. Ich wusste, dass er einen üblen Bluterguss bekommen würde, aber gebrochen war offenbar nichts.

»Sieht aus, als hättest du dich geirrt, Prabu«, sagte ich lächelnd und zündete ihm eine Zigarette an.

»Geirrt, Baba?«

»Na, du hast ja ziemlich Stress gemacht, um aus dem Auto zu kommen. Du hast mir einen ordentlichen Schrecken eingejagt, Mann. Ich dachte, die verdammte Kiste geht in Flammen auf. Aber ist ja noch mal gut gegangen.«

»Oh«, erwiderte er leise, den Blick starr geradeaus gerichtet. »Hast du gedacht, dass ich hab Angst vor Feuer? Falsch gedacht, Lin! Ist es nicht Feuer in Auto – ist es Feuer in die Menschen, was ich hab Angst davor. Schaust du es an! Guckst du mal, wie sie sind, die Leute, jetzt.«

Wir standen auf, dehnten die schmerzenden Schultern und den Nacken und blickten zu der etwa zehn Meter entfernten Unfallstelle hinüber. An die dreißig Menschen hatten sich um die vier ineinander verkeilten Autos versammelt. Einige halfen den Fahrern und Passagieren aus den Wracks. Die übrigen standen in Grüppchen zusammen, schreiend und wild gestikulierend. Aus allen Richtungen strömten noch mehr Menschen zum Unfallort. Die Fahrer, deren Fahrbahn durch den Unfall blockiert war, stiegen aus ihren Autos und mischten sich unter die Schaulustigen. Aus dreißig Menschen wurden schnell fünfzig, achtzig, dann hundert Leute.

Ein Mann war Mittelpunkt der Aufmerksamkeit – der Fahrer, der rechts abbiegen wollte und dabei von uns mit voller Wucht gerammt worden war. Er stand neben dem Taxi und brüllte vor Wut. Er war Mitte vierzig und trug einen maßgeschneiderten grauen Safarianzug aus Baumwolle, der seine gedrungene Gestalt und den stolz zur Schau getragenen Schmerbauch locker umspielte. Sein spärliches Haar war zerzaust. Die Brusttasche seines Jacketts und ein Hosenbein waren halb abgerissen, und er hatte eine Sandale verloren. Seine ramponierte Erscheinung und die theatralischen Gesten, mit denen er sein unablässiges Gezeter untermalte, schien die Schaulustigen viel mehr zu fesseln als die demolierten Autos. Auf der einen Handfläche hatte er eine Schnittwunde, die bis zum Handgelenk reichte. Als die aufgeregte Menge sich etwas zu beruhigen schien, begann er schreiend und wild lamentierend das Blut aus der Wunde in seinem Gesicht und auf seinem grauen Anzug zu verschmieren.

Dann traten einige Männer in Erscheinung, die eine Frau trugen und sie auf der kleinen freien Fläche vor seinen Füßen auf ein Tuch legten. Sie riefen Anweisungen in die Menge, und kurz darauf tauchte ein Holzkarren auf, der von Männern geschoben wurde, die nur mit Unterhemden und kurzen Lungis bekleidet waren. Die Frau wurde auf den Karren gehoben, ihr roter Sari zusammengerafft und um ihre Beine gewickelt. Vielleicht war sie die Ehefrau des tobenden Mannes – es war schwer zu sagen –, jedenfalls bekam seine Wut plötzlich etwas Hysterisches. Er packte sie grob an den Schultern und schüttelte sie. Er zog sie an den Haaren. Und dann wandte er sich mit ausladenden, dramatischen Bewegungen an die Zuschauer, riss die Arme weit auseinander und schlug sich dann in sein blutverschmiertes Gesicht. Was er da aufführte, war die kunstvolle Gestik des Pantomimen, die übertriebene Darbietung eines Stummfilmstars, und ich konnte nicht umhin, diesen Auftritt absurd und amüsan zu finden. Doch die Verletzungen der Leute waren ebenso echt wie das drohende Grollen der stetig anwachsenden Menschenmenge.

Als die halb bewusstlose Frau auf dem Karren weggerollt wurde, warf sich der Mann gegen die Tür des Taxis und riss sie auf. Die Menge reagierte vollkommen synchron: Im Handumdrehen hatten die Zuschauer den benommenen und verletzten Taxifahrer aus dem Auto gezerrt und auf die Motorhaube geworfen. Er hob zaghaft flehend die Arme, doch ein Dutzend, zwanzig, fünfzig Hände rissen an ihm und hieben auf ihn ein. Ein Hagel von Schlägen ging auf ihn nieder – auf sein Gesicht, seine Brust, seinen Magen, seine Lenden. Fingernägel kratzten und schürften, rissen ihm eine Wange vom Mund bis zum Ohr auf und zerfetzten sein Hemd.

Es war eine Sache von Sekunden. Ich sah, was sich vor meinen Augen abspielte, und konnte doch nicht reagieren. Das geht alles viel zu schnell, sagte ich mir, ich bin noch benommen, ich kann nicht schnell genug handeln. Was wir Feigheit nennen, ist oft nur Überraschtheit, und Mut ist selten etwas anderes als gute Vorbereitung. Und vielleicht hätte ich eingegriffen, wenn das Ganze in Australien passiert wäre. *Das ist nicht dein Land*, sagte ich mir, während ich tatenlos zusah, wie der Mann verprügelt wurde. *Es ist nicht deine Kultur ...*

Doch da war noch ein anderer Gedanke, tief in mir, im Dunkeln und Verborgenen, ein Gedanke, der heute glasklar vor mir steht: Dieser Mann

war ein Idiot, ein unverschämter, aggressiver Idiot, dessen rücksichtslose Dummheit Prabaker und mich in Lebensgefahr gebracht hatte. Ein Splitter von Gehässigkeit hatte sich auch in mein Herz gebohrt, als die Menge sich auf ihn stürzte, und ich spürte, dass dieselbe Lust der Leute an tötlich ausgeübter Rache – ein Hieb, ein Schrei, ein Stoß – auch in mir angelegt war. Hilflos, hasenherzig, beschämt, unternahm ich nichts.

»Wir müssen irgendwas tun ...«, sagte ich lahm.

»Tun schon genug die Leute, Baba«, antwortete Prabaker.

»Nein, ich meine, wir müssen ... können wir ihm denn nicht irgendwie helfen?«

»Könntest du nicht helfen dieser Bursche«, seufzte er. »Siehst du es jetzt, Lin. Ist er ganz schlechtes Geschäft in Bombay ein Unfall. Besser steigst du aus das Auto oder das Taxi oder was du fährst, immer sehr, sehr schnell aus. Haben sie kein Geduld mit solche Sache, die Leute. Schaust du, ist es zu spät für diese Bursche.«

Der Mann war schnell, aber brutal zusammengeschlagen worden. Aus zahlreichen Wunden im Gesicht und an seinem halb nackten Oberkörper strömte Blut. Auf ein Signal hin, das wundersamerweise durch das Geheul und Gekreische der Menge drang, wurde der Mann über die Köpfe der Menschen hinweg hochgehoben und weggetragen. Ein Dutzend Hände presste seine Beine zusammen und spreizte seine Arme rechtwinklig vom Torso ab. Sein Kopf wackelte unsicher und fiel dann nach hinten. Der blutnasse Hautlappen an der aufgerissenen Wange hing schlaff herunter. Er war bei Bewusstsein, und seine Augen standen offen – schwarze Augen, aus denen Furcht und wirre Hoffnung sprachen. Er starrte hinter sich und sah alles verkehrt herum. Die Fahrzeuge ließen die Menge passieren, und der Mann verschwand langsam aus unserem Blickfeld, gekreuzigt an Hände und Schultern seiner Peiniger.

»Kommst du, Lin, gehen wir. Alles gut bei dir?«

»Ja, alles okay«, murmelte ich und zwang mich, mit ihm Schritt zu halten. Meine Selbstsicherheit war wie zerschmolzen, und meine Beine fühlten sich bleiern an. Jeder Schritt war eine Tortur und ein Willensakt. Es war nicht die Gewalttätigkeit, die mich so sehr erschüttert hatte. Im Gefängnis hatte ich schlimmere Gewaltausbrüche bei nichtigeren Anlässen erlebt. Was mich an diesem Zwischenfall so schockierte, war die Tatsache, dass meine anmaßende Selbstgefälligkeit auf einen Schlag

vollkommen zunichtegemacht worden war. Alles, was ich nach diesen ersten Wochen über Bombay zu wissen geglaubt hatte, jenes Bombay der Tempel und Basare, der Restaurants und der neuen Freunde, war in den Flammen dieses kollektiven Wutausbruchs zu Asche verglüht.

»Was ... was werden sie mit ihm machen?«

»Bringen sie ihn zu Polizei, ich glaube. Ist sie die Polizeiwache für dieser Stadtteil hinter Crawford Market. Vielleicht wird er haben das Glück – vielleicht kommt er an und lebt er noch. Vielleicht nicht. Hat er schnelle Karma, diese Bursche.«

»Hast du so was schon mal erlebt?«

»Oh, viele Mal, Linbaba. Manchmal fahr ich Taxi von die meine Cousin Shantu. Hab ich schon gesehen viel böse Menschen. Darum hab ich so Angst bekommen für dich und auch für mein gute Selbst.«

»Warum passiert so etwas? Warum haben die sich so furchtbar aufgeregt?«

»Weiß das niemand, Lin.« Prabaker zuckte die Achseln und ging ein wenig schneller.

»Moment mal.« Ich fasste ihn an der Schulter, um ihn aufzuhalten, und blieb selbst stehen. »Wo gehen wir hin?«

»Machen wir prima Führung weiter.«

»Ich dachte, du ... du wolltest das vielleicht ausfallen lassen nach dem ...«

»Ausfallen? Aber warum? Sehen wir viel Leben. Viel von allem. Also gehen wir, *na*?«

»Und was ist mit deinem Arm? Willst du ihn nicht untersuchen lassen?«

»Ist es kein Problem diese Arm, Lin. Trinken wir paar Whisky Drinks am Ende von die Führung, in prima schlimme Lokal, das ich kenne. Ist das gute Medizin. Also kommst du, Baba, gehen wir.«

»Na gut, wie du meinst. Aber wir waren doch ursprünglich in die andere Richtung unterwegs?«

»Immer noch die andere Richtung, Baba«, erwiderte Prabaker in drängelndem Ton. »Aber erst diese Richtung! Schaust du da drüben das Telefon, bei die Haltestelle. Muss ich anrufen mein Cousin. Arbeitet er jetzt in Sunshine Restaurant, ist er Geschirrwäscher. Sucht er Taxi-Job für sein Bruder, Suresh, und muss ich sagen ihm ganz schnell die Telefonnummer

und der Name vom Taxi-Boss – der Boss vom Fahrer, der weg ist mit die Leute. Weißt du, braucht der Boss jetzt neue Fahrer, ist das prima Gelegenheit für Suresh. Aber müssen wir uns beeilen, ja? «

Prabaker telefonierte. Und kaum hatte er den Hörer aufgelegt, setzte er die versprochene Führung fort, als sei nichts geschehen. Ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, nahm er ein anderes Taxi für uns und ließ uns zu den dunklen Seiten der Stadt chauffieren. Das Thema war erledigt, und er kam auch nie mehr auf diese Episode zu sprechen. Wenn ich sie hin und wieder erwähnte, reagierte er entweder mit einem Achselzucken oder einer kryptischen Bemerkung darüber, was für ein Glück wir doch gehabt hätten, dass wir nicht ernsthaft verletzt wurden. Für ihn hatte der Vorfall den Stellenwert einer Kneipenschlägerei oder einer Prügelei unter Rabauken – er war etwas Alltägliches und nicht weiter erwähnenswert, es sei denn, man war unmittelbar davon betroffen.

Für mich dagegen waren dieser abrupte verwirrende Tumult und der Anblick des Taxifahrers, der auf einer Woge von Händen, Schultern und Köpfen davongetragen wurde, ein Wendepunkt, der mir eine neue Erkenntnis brachte: Ich verstand, dass ich nur in Bombay bleiben konnte, in dieser Stadt, in die ich mich bereits verliebt hatte, wenn ich meine Einstellung änderte. Ich würde mich einlassen müssen. Die Stadt gestattete keine Beobachter, die reserviert und distanziert zusahen. Wenn ich hierbleiben wollte, musste ich damit rechnen, dass Bombay mich in den Sog seiner Wut und seiner Wonnen reißen würde. Früher oder später, das war mir jetzt klar, musste ich den Gehweg verlassen, musste ich mich in die blutige Menge mischen und Leib und Leben riskieren.

Während dieser aus innerem Aufruhr geborene Vorsatz langsam in mir zu keimen begann, schritt ich an Prabakers Seite den dunklen Teilen der Stadt entgegen. Als Erstes führte er mich zu einem Sklavenmarkt nicht weit von Dongri, einem Stadtteil im Süden Bombays, der für seine Moscheen, Basare und seine Mughlai-Spezialitäten-Restaurants berühmt war. Die Hauptstraße verästelte sich hier zu kleinen Straßen und diese zu Gassen. Als selbst diese zu eng für das Taxi wurden, stiegen wir aus und gingen zu Fuß weiter durch das geschäftige Getümmel. Je tiefer wir in das Gassenlabyrinth vordrangen, desto mehr verloren wir das Bewusstsein für den Tag, das Jahr, sogar für das Zeitalter, in dem wir lebten. Die Luft wurde klarer, als die Autos und Motorroller nach und nach ver-

schwanden, sie roch schärfer und vielfältiger, weil die Düfte der Gewürze und Parfums nicht mehr von den Diesel- und Benzinabgasen überlagert wurden. Der Verkehrslärm ließ nach, verebbte schließlich ganz, und man hörte nur noch die Geräusche des Straßenlebens – eine Schulklasse, die in einem kleinen Innenhof Koranverse aufsagte, das Schaben und Scharren von Stein auf Stein, wenn Frauen in Hauseingängen Gewürze zerstießen; plärrende Schreie von Messerschleifern, Matratzenaufschüttlern, Herdreparateuren und anderen fliegenden Händlern. Was wir hörten, waren nur noch menschliche Klänge, überall nur Menschenklänge, von Hand und Mund erzeugt.

An einer Ecke im Gassengewirr passierten wir einen langen Metallständer, an dem Fahrräder geparkt waren. Danach verschwanden selbst diese einfachen Transportmittel – Waren wurden von Trägern in riesigen Bündeln auf dem Kopf balanciert. Nur eine Bürde, die sonst jeder tragen musste, war im dunklen Gewirr dieser kühlen, tief verschatteten Gassen von uns genommen: der hämmernde Druck der Bombayer Sonne. Die Gebäude am Straßenrand waren zwar nur drei, höchstens vier Stockwerke hoch, aber sie neigten sich so tief in die gewundenen Gassen, dass vom Himmel nur noch ein dünner, hellblauer Pinselstrich blieb.

Die Häuser waren uralt und baufällig. Die einstmals prächtigen, eindrucksvollen Steinfassaden waren verwahrlost, von dicken Schmutzschichten überdeckt und an einzelnen Stellen willkürlich ausgebessert. Hier und da ragten kleine Balkone in die Gasse und berührten sich fast über unseren Köpfen – Nachbarn konnten einander etwas reichen, indem sie sich vorbeugten. Wenn ich im Vorbeigehen einen Blick ins Innere eines Hauses erhaschen konnte, sah ich ungestrichene Wände und schiefe Treppen. Durch die offen stehenden Erdgeschossfenster blickte man in behelfsmäßig eingerichtete kleine Läden, in denen Süßigkeiten, Zigaretten, Lebensmittel und Haushaltswaren verkauft wurden. Dass in diesem Teil Bombays nur eine rudimentäre Wasserversorgung existierte, war auf den ersten Blick ersichtlich: Wir kamen an mehreren Stellen vorbei, wo Frauen sich mit metallenen oder irdenen Gefäßen um einen öffentlichen Wasserhahn scharten. Und alle Gebäude überzog ein komplexes Flechtwerk aus Isolierrohren und Stromkabeln wie eine metallene Spinne. Hier gewann man den Eindruck, als wäre selbst dieses Symbol und Fundament des modernen Zeitalters und seiner Macht – die

öffentliche Stromversorgung – nicht mehr als ein angreifbares, vergängliches Netz, das mit einer einzigen Geste weggewischt werden konnte.

So wie die enger werdenden Gassen mit jeder Windung tiefer in ein anderes Zeitalter zu führen schienen, änderte sich auch das Äußere der Menschen, je weiter wir in das Labyrinth vordrangen. Immer seltener sah ich die westlichen Baumwollhemden und -hosen, die sonst das Stadtbild prägten, und schließlich, tief im Inneren dieses Labyrinths, trugen nur noch die ganz kleinen Kinder diese Kleidung. Stattdessen waren die Männer in eine bunte Vielfalt traditioneller Gewänder gekleidet – lange Seidenhemden, die bis zu den Knien reichten und vom Hals bis zur Taille mit Perlmutterknöpfen geknöpft wurden; einfarbige oder gestreifte Kaftane; Kapuzenumhänge, die an Mönchskutten erinnerten, und eine Vielzahl unterschiedlichster Käppchen – weiß, bunt oder mit Perlen besetzt – sowie Turbane in Gelb, Stahlblau und Rot. Die Frauen waren mit auffälligem und üppigem Schmuck behängt, der in funkelndem Gegensatz zur Armut des Viertels stand, und was ihrem Geschmeide an tatsächlichem Wert abging, machte seine extravagante Gestaltung wett. Nicht weniger auffällig waren die auf Stirn, Wangen, Hände oder Handgelenke tätowierten Kastenzeichen, die ich bei manchen Frauen sah. Und jeder nackte weibliche Fuß war mit spiralförmigen Zehenringen aus Messing und Kettchen mit Silberglöckchen geschmückt.

Es schien, als hätten sich all diese Menschen nicht zum Ausgehen, sondern zu ihrer eigenen Freude so herausgeputzt; als genössen sie es, dass sie hier die Freiheit hatten, sich traditionell zu kleiden und zu präsentieren. Und die Straßen waren sauber. Die Gebäude mochten verfallen und verschmutzt sein, in den beengten Durchgängen zwischen den Häusern mochten sich Ziegen, Hühner, Hunde und Menschen drängen, jedes einzelne der schmalen Gesichter mochte die Höhlungen und Schatten des Mangels aufweisen, doch die Straßen und die Menschen waren makellos sauber.

Wir bogen in immer noch ältere Gässchen ab, die so eng waren, dass zwei Menschen nur mit Mühe aneinander vorbeikamen. Die Leute traten in Hauseingänge, um uns vorbeizulassen, ehe sie weitergingen. Die Durchgänge waren mit gespannten Planen und anderen Materialien überdacht, und in der Dunkelheit konnte man nicht weiter als ein paar Meter sehen. Ich ließ Prabaker nicht aus den Augen, denn ich befürchtete,

hier allein nicht mehr herauszufinden. Der kleine Stadtführer drehte sich oft um und machte mich auf einen losen Stein auf dem Weg, eine Stufe oder irgendein Hindernis über uns aufmerksam. Und weil ich mich ganz auf diese unmittelbaren Gefahren konzentrierte, verlor ich die Orientierung. Mein geistiger Stadtplan verdrehte sich, schwamm, verblasste, und ich hätte nicht mehr sagen können, in welcher Richtung das Meer oder die größeren Orientierungspunkte lagen, an denen wir auf dem Weg hierher vorbeigekommen waren – die Flora Fountain, die Victoria Terminus Station oder der Crawford Market. Ich war so tief in das Weben und Streben dieser engen Gassen eingetaucht, die offenen Haustüren und parfümierten Menschenkörper verströmten eine solche Intimität, dass es sich anfühlte, als ginge ich nicht einfach zwischen den Menschen hindurch, sondern durch die Gebäude und durch ihre Wohnungen.

Wir kamen zu einem Stand, an dem ein Mann mit schweißfleckiger Baumwollweste in einem Topf voll blubberndem Öl rührte, in dem Teigtaschen schwammen. Die blauen Flammen seines Petroleumkochers spendeten hier das einzige Licht, das unheimlich und beklemmend wirkte. Das Gesicht des Mannes war vom Leben gezeichnet; ich las die Strapazen des täglichen Überlebenskampfes darin und jene dumpfe Wut, die aus den Augen der schlecht bezahlten Lohnarbeiter blitzt. Prabaker schob sich an ihm vorbei und verschwand in der Dunkelheit. Als ich mich dem Mann näherte, wandte er sich mir zu, und unsere Blicke begegneten sich. Und einen Moment lang traf mich die ganze Kraft seiner blau flackernden Wut.

Viele Jahre später unterhielten sich die afghanischen Guerillakämpfer, die meine Freunde werden sollten, auf einem Berg in der Nähe des belagerten Kandahar oft stundenlang über indische Filme und ihre Bollywood-Lieblingsstars. *Die indischen Schauspieler sind die Besten der Welt*, sagte einer von ihnen einmal, *denn die Inder können mit den Augen schreien*. Jener Koch in der dunklen Gasse sah mich mit schreienden Augen an und brachte mich damit so zuverlässig zum Stehen, als hätte er mir die Faust in die Brust gedroschen. Ich konnte mich nicht rühren. In meinen Augen standen Worte – *es tut mir leid – es tut mir leid, dass du so dein Geld verdienen musst, es tut mir leid, dass deine Welt, dein Leben, so heiß und dunkel und unbeachtet ist, es tut mir leid, dass ich hier einfach eindringe ...*

Ohne den Blick von mir abzuwenden, packte er die Griffe seines Topfes. Ein, zwei hämmernde Herzschläge lang konnte ich den lächerlichen, schrecklichen Gedanken nicht abschütteln, dass er mir das kochende Öl ins Gesicht kippen würde. Furcht zuckte in meinen Füßen, und ich setzte mich in Bewegung. Ich drängte mich an ihm vorbei, die Hände an die feuchte Steinwand gepresst. Zwei Schritte hinter ihm blieb ich in einem Spalt im Boden hängen, stolperte, fiel und riss dabei einen Mann mit zu Boden. Einen alten, dünnen und gebrechlichen Mann. Ich spürte seinen reisigdünnen Brustkorb unter seinem groben Kittel. Wir stürzten schwer, landeten neben einem offenen Hauseingang, und der alte Mann stieß sich den Kopf an. Ich rappelte mich hoch, rutschte jedoch auf einem Haufen loser Steine aus. Als ich dem Mann aufhelfen wollte, schlug mir eine alte Frau, die in dem offenen Hauseingang hockte, warnend auf die Hände. Ich entschuldigte mich auf Englisch, versuchte krampfhaft, mich daran zu erinnern, was *Entschuldigung* auf Hindi heißt – wie hieß das gleich? Prabaker hatte es mir doch gesagt ... *Mujhako afsos hain* ... genau – ich sagte es drei, vier Mal. In dem dunklen, stillen Korridor zwischen den Häusern hallten meine Worte nach wie die eines Betrunkenen in einer leeren Kirche.

Der alte Mann, der jetzt zusammengesunken im Hauseingang saß, stöhnte leise. Die Frau wischte ihm mit einem Zipfel ihres Kopftuchs übers Gesicht und hielt mir diesen dann hin, damit ich den hellen Blutfleck darauf sah. Sie sagte kein Wort, doch ihr runzliges Gesicht war verächtlich verzogen. Mit dieser einfachen Geste, als sie mir das blutige Kopftuch vorhielt, schien sie mir zu sagen: *Schau, du dummer Esel, du ungelenker Barbar, schau nur, was du angerichtet hast ...*

Plötzlich schien die Hitze mich zu ersticken und die fremdartige Dunkelheit mich niederzudrücken. Die Wände schienen sich gegen den Widerstand meiner ausgestreckten Hände zu pressen, weil sie endlich ganz zusammenrücken wollten. Ich entfernte mich von den beiden Alten, erst stolpernd, dann blindlings vorwärtsstürmend, mitten hinein ins tiefe Dunkel des Gassentunnels. Plötzlich berührte mich eine Hand an der Schulter. Es war eine sanfte Berührung, doch ich hätte fast laut aufgeschrien.

»Hier lang, Baba«, sagte Prabaker mit leisem Lachen. »Wo gehst du nur hin? Gehst du nur *hier* lang. Diese Gang durch jetzt, und musst du

deine beide Füße nach außen halten, weil ist es zu viel Schmutz in die Mitte von Gang, okay?«

Er stand vor einer schmalen Lücke zwischen zwei kahlen Hauswänden. Das Weiß seiner Augen und der Zähne in seinem lächelnden Mund leuchtete schwach, doch hinter ihm war nichts als Schwärze. Er drehte sich um, kehrte mir den Rücken zu und setzte seine Füße direkt neben den Wänden auf. Dann stützte er sich mit den Armen ab und watschelte los. Die Füße zog Prabaker in kleinen Schritten an der Wand entlang. Er erwartete, dass ich ihm folgte. Ich zögerte, doch als seine sternförmige, schlurfende Silhouette mit der Dunkelheit verschmolz, tat ich es ihm gleich, setzte meine Füße direkt an den gegenüberliegenden Hauswänden auf und schlurfte hinter ihm her.

Ich konnte Prabaker vor mir hören, doch es war so dunkel, dass ich ihn nicht sah. Als einer meiner Füße ein Stück von der Wand abkam, landete mein Stiefel mit einem schmatzenden Geräusch in dem schleimigen Matsch, der die Mitte des Gangs bedeckte. Von diesem zähen Schlamm stieg ein übler Geruch auf, und ich hielt meine Füße nun ganz dicht an der Wand, schob sie in kleinen Schritten vorwärts. Etwas Gedrungenes, Schweres glitt an mir vorbei und streifte mit seinem dicken Körper meinen Stiefel. Sekunden später drängte sich in der Dunkelheit ein zweites, dann ein drittes Tier an mir vorbei, den schweren Körper über meine Stiefelspitze wälzend.

»Prabu!«, brüllte ich. Wie weit er vor mir war, konnte ich nicht sagen. »Hier sind irgendwelche Viecher unterwegs!«

»Was für Viecher, Baba?«

»Auf dem Boden! Mir krabbelt was über die Füße! Etwas Schweres!«

»Krabbeln sie hier nur Ratten, Lin. Keine Viecher.«

»Ratten? Soll das ein Witz sein? Diese Teile sind so groß wie Bullterrier. Das ist eine ziemlich heftige Führung, mein Freund.«

»Kein Problem große Ratten, Lin«, antwortete Prabaker irgendwo aus der Dunkelheit vor mir. »Sind sie prima freundliche Burschen, die große Ratten, machen sie kein Ärger für die Menschen. Gibt es nur ein einzige Sache, was macht sie beißen und kratzen und so was Zeug.«

»Und was um Himmels willen ist das?«

»Schreien, Baba«, antwortete er leise. »Mögen sie nicht laute Stimmen.«

»Na toll! Und das sagst du mir jetzt!«, krächzte ich. »Ist es noch weit? Ich finde das allmählich ziemlich unheimlich, und ...«

Er war stehen geblieben, sodass ich gegen ihn prallte und ihn an eine getäfelte Holztür vor uns drückte.

»Sind wir da«, flüsterte er und pochte mit einem komplizierten Klopfzeichen an die Tür. Wir hörten ein Schaben und Klacken, als ein schwerer Riegel zurückgezogen wurde, dann ging die Tür auf, und wir wurden von hellem Licht geblendet. Prabaker packte mich am Ärmel und zertrte mich hinein. »Schnell, Lin! Dürfen keine große Ratten hier rein!«

Wir traten in einen kleinen Raum, der von kahlen Mauern umgeben war und von Tageslicht beleuchtet wurde. Der rechteckige Himmelsausschnitt hing über uns wie ein Stück Rohseide. Von weiter hinten hörte ich Stimmen. Ein Hüne von Mann schlug die Tür hinter uns zu. Er stellte sich mit dem Rücken davor und sah uns mit gebleckten Zähnen finster an. Prabaker begann sofort, ihn mit sanften Worten und unterwürfigen Gesten zu beschwichtigen, doch der Mann schüttelte immer wieder den Kopf und unterbrach Prabaker, um *nein, nein, nein* zu sagen.

Er ragte vor mir auf, und ich stand so dicht bei ihm, dass ich den Atem aus seinen breiten Nasenlöchern spürte; es klang wie Wind, der durch die Höhlen einer Felsküste pfeift. Seine Haare waren sehr kurz, sodass man seine Ohren sah, die so riesig und unförmig waren wie die Trainingshandschuhe eines Boxers. In seinem eckigen Gesicht zeichnete sich mehr Muskelmasse ab als an einem durchschnittlichen Männerrücken. Seine Brust, die so breit wie meine Schultern war, hob und senkte sich mit jedem Atemzug über einem enormen Bauch. Die scharfe Linie seines Schnurrbarts betonte seine finstere Miene, und er betrachtete mich mit solch unverhohlenen Abscheu, dass sich in meinem Kopf ein kleines Gebet abspulte: *Bitte, lieber Gott, zwing mich nicht, mit diesem Mann zu kämpfen.*

Jetzt hob er die Hände, um Prabakers wortreicher Liebedienerei Einhalt zu gebieten. Es waren gewaltige Hände, knotig und schwielig genug, um damit die Entenmuscheln von einem Öltanker im Trockendock herunterzukratzen.

»Sagt er, dürfen wir nicht rein«, erklärte Prabaker.

»Na ja«, erwiderte ich ehrlich erleichtert und griff an dem Hünen vorbei, um die Eingangstür wieder zu öffnen, »immerhin haben wir's versucht.«

»Nein, nein, Lin!« Prabaker hielt mich auf. »Müssen wir diskutieren mit ihn.«

Der Hüne verschränkte die Arme, sodass die Nähte seines Khakihemdes leise krachten.

»Ich weiß nicht, ob das so eine gute Idee ist«, murmelte ich mit verkrampftem Lächeln.

»Ist es prima Idee!«, beharrte Prabaker. »Dürfen Touristen nicht rein hier oder in andere Märkte, wo man kauft Leute, gut, ja, ist das klar. Aber hab ich gesagt, bist du nicht eine von diese Touristenburschen. Habe ich gesagt, dass du hast gelernt das Marathi. Glaubst er mir aber nicht, und ist das unser einzig Problem. Glaubst er nicht, dass ein Ausländer will sprechen das Marathi. Deshalb musst du sprechen für ihn ein bisschen Marathi. Lässt er uns dann rein.«

»Ich kann doch gerade mal zwanzig Wörter Marathi, Prabu.«

»Kein Problem – sind sie alle prima, diese deine zwanzig Wörter, Baba. Fängst du einfach an und wirst du sehen. Sagst du ihn dein gute Name.«

»Meinen Namen?«

»Ja, wie ich hab es gelernt mit dir. Sagst du es nicht auf Hindi, sondern auf Marathi. Okay, also, fängst du an ...«

»Äh... äh, *maza nao Lin ahey*«, murmelte ich unsicher. *Ich heiße Lin.*

»*Baapree!*«, japste der Hüne und riss verblüfft die Augen auf. *Großer Gott!*

Ermutigt probierte ich einige weitere Sätze aus, die Prabaker mir in den letzten Wochen beigebracht hatte.

»*Maza Desh Neuseeland ahey. Ata me Colabala rahella ahey.*« *Mein Heimatland ist Neuseeland. Zurzeit wohne ich in Colaba.*

»*Kai garam mad'chud*«, dröhnte er und lächelte dabei zum ersten Mal. Wörtlich bedeutet diese Wendung: *Was für ein verdammter Scheißkerl!*; allerdings wird sie in Unterhaltungen so häufig und fantasievoll eingesetzt, dass man sie grob mit »*Hol mich der Teufel!*« übersetzen könnte.

Der Riese packte meine Schulter und quetschte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit.

Ich trug alle meine Marathi-Sätze vor – von den allerersten Worten, die ich mir von Prabaker hatte beibringen lassen, wie *Ihr Land gefällt mir*

sehr, bis hin zu der Bitte, zu deren Äußerung ich mich in Restaurants oft genötigt sah, die hier jedoch außerordentlich deplatziert war: *Bitte stellen Sie den Ventilator ab, während ich meine Suppe esse ...*

»Jetzt genug, Baba«, gluckste Prabaker mit breitem Grinsen. Kaum war ich verstummt, brach der Mann in einen Wortschwall aus. Prabaker übersetzte für mich, heftig nickend und gestikulierend. »Sagt er, dass er ist Bombay-Polizist und heißt er Vinod.«

»Er ist Bulle?«

»Oh ja, Lin. Ein Polizei-Bulle.«

»Betreiben die Bullen diesen Laden?«

»Oh nein. Ist das hier nur Teilzeitarbeit. Sagt er, dass er ist sehr, sehr, sehr prima froh, dass er kennen lernt dein gute Selbst ...«

»Sagt er, bist du der erster Gora in sein Leben, der kann sprechen Marathi ...«

»Sagt er, sprechen manche Ausländer das Hindi, aber spricht niemals niemand das Marathi ...«

»Sagt er, Marathi ist es seine Sprache. Kommt er aus Pune ...«

»Sagt er, sprechen sie in Pune sehr viel prima perfekt Marathi, die Leute – musst du hinfahren und es hören unbedingt ...«

»Sagt er, freut er sich prima viel sehr. Bist du wie ein Sohn für ihn.«

»Sagt er, dass du sollst nach Hause kommen zu ihn und essen und sollst du kennen lernen sein Familie ...«

»Sagt er, macht das hundert Rupien.«

»Was?«

»Bakschisch, Lin. Zum Reingehen. Einhundert Rupien. Bezahlst du ihm jetzt das.«

»Ach so, klar.« Ich fischte ein paar Scheine aus der Tasche, zählte hundert Rupien ab und reichte sie ihm. Polizisten haben eine ganz eigene Fingerfertigkeit, stellte ich fest: Sie können Geldscheine mit einer derartigen Geschicklichkeit entgegennehmen und verschwinden lassen, dass selbst erfahrene Falschspieler neidisch werden. Der Hüne packte mit beiden Händen meine Hand und schüttelte sie herzlich; dabei griff er nach den Scheinen, wischte dann einen imaginären Krümel von der Hemdbrust und kratzte sich schließlich mit geübter Unschuld die Nase. Das Geld war verschwunden. Er deutete in den langen Korridor. Wir durften eintreten.

Wir bogen um zwei Ecken und gelangten in eine Art Hof. Mehrere Männer saßen auf unbehauenen Holzbänken oder standen zu zweit oder zu dritt zusammen, ins Gespräch vertieft. Einige von ihnen waren Araber, wie sich an ihren weiten Baumwollgewändern und den Kufijats erkennen ließ. Ein indischer Junge ging zwischen ihnen herum und servierte schwarzen Tee in hohen Gläsern. Einige Männer musterten Prabaker und mich neugierig, aber stirnrunzelnd. Als Prabaker sie breit anlächelte und zum Gruß winkte, wandten sie sich wieder ihrer Unterhaltung zu. Gelegentlich blickte der eine oder andere auf, um eine Gruppe von Kindern zu begutachten, die auf einer langen Holzbank unter einer zerlumpten Segeltuchmarkise saß.

Es war dunkler hier als in dem hellen Vorraum. Ein über den Hof gespannter Flickenteppich aus Segeltuchstücken verdeckte den größten Teil des Himmels. Wir waren umgeben von kahlen braunen und purpurroten Wänden. Die wenigen Fenster, die ich durch Risse in der Abdeckung sehen konnte, hatte man mit Brettern vernagelt. Der fast quadratische Platz war kein echter Hof, stellte ich fest, kein Ergebnis sorgfältiger Planung, sondern gleichsam ein Irrtum, eine Art architektonischer Zufall, entstanden aus der Tatsache, dass in diesem eng bebauten Teil der Stadt auf den Ruinen alter Häuser immer neue Gebäude errichtet wurden. Der Boden bestand aus einem Sammelsurium von Fliesen aus diversen Küchen und Bädern. Zwei nackte Glühbirnen – seltsame Früchte an verdorrten Reben nackter Kabel – spendeten schwaches Licht.

Wir traten in eine ruhige Ecke, nahmen den angebotenen Tee entgegen, tranken ihn und verfelen in Schweigen. Nach einer Weile erklärte mir Prabaker langsam und leise, was es mit diesem Ort auf sich hatte, den er *Leutemarkt* nannte. Die Kinder, die unter dem schäbigen Baldachin saßen, waren Sklaven. Sie kamen aus dem Wirbelsturm, der in West Bengal gewütet hatte, aus der Dürre in Orissa, der Cholera-Epidemie in Haryana, den Separatistenkämpfen im Punjab. Diese Katastrophenkinder waren von Kundschaftern aufgespürt und gekauft und dann mit dem Zug nach Bombay geschickt worden. Viele hundert Kilometer weit, oft alleine.

Die Männer hier im Hof waren Käufer oder Agenten. Obwohl sie mehr Interesse an ihrer Unterhaltung als an den Sklaven zu haben schienen und die Kinder auf der Holzbank größtenteils ignorierten, versicherte

mir Prabaker, dass sie in diesem Augenblick – zwar verhalten, aber doch ernsthaft – Preise verhandelten und Geschäfte abschlossen.

Die Kinder waren klein und dünn und wirkten hilflos. Zwei von ihnen hielten sich an den Händen. Ein Kind hatte seinen Arm beschützend um ein anderes gelegt. Alle starrten zu den wohlgenährten, gut gekleideten Käufern und Agenten hinüber und verfolgten jede Veränderung in deren Mienen, jede Geste ihrer beringten Hände. Und in den Augen dieser Kinder schimmerte die Dunkelheit wie in den Tiefen eines Süßwasserbrunnens.

Was muss geschehen, damit das Herz eines Menschen verhärtet? Wie konnte ich mir das alles anschauen, wie konnte ich diese Kinder sehen, ohne einzuschreiten? Warum habe ich nicht die zuständigen Behörden benachrichtigt? Warum habe ich mir keine Pistole besorgt und dem Ganzen selbst ein Ende bereitet? Wie auf alle wichtigen Fragen gab es darauf nicht eine, sondern gleich mehrere Antworten. Ich stand auf Fahndungslisten, ich war ein Krimineller auf der Flucht; ich *konnte* mich nicht an die Polizei oder irgendwelche Behörden wenden. In diesem fremden Land war ich ein Fremder; Indien war nicht meine Heimat, war nicht meine Kultur. Ich hätte mehr wissen, zumindest aber die hier gesprochene Sprache beherrschen müssen, um mich einzumischen. Außerdem hatte ich am eigenen Leib erfahren, dass wir manchmal selbst mit den besten Absichten eine Situation verschlimmern, obwohl wir sie doch verbessern wollen. Wenn ich mir eine Pistole besorgt hätte und dem Sklavenmarkt hier, in diesem verwinkelten Labyrinth, ein Ende bereitet hätte, dann wäre woanders ein neuer entstanden. Soviel wusste auch ich als Fremder. Und vielleicht wäre dieser neue Sklavenmarkt an einem anderen Ort noch schlimmer geworden als dieser hier. Ich konnte nichts dagegen tun, und ich war mir dessen bewusst.

Was ich mir damals nicht erklären konnte und was mich noch lange nach diesem Tag beschäftigte, war die Frage, wie ich mich auf dem Gelände des Sklavenmarktes aufhalten und diese Kinder sehen konnte, ohne am Boden zerstört zu sein. Erst viel später verstand ich, dass es nicht zuletzt auf die australischen Gefängnisse und die Männer zurückzuführen war, denen ich dort begegnet war. Einige dieser Männer – zu viele von ihnen – saßen bereits ihre vierte oder fünfte Haftstrafe ab. Viele waren nicht älter gewesen als diese indischen Sklavenkinder, als sie ihre Haft-

karrieren in Erziehungsanstalten begonnen hatten – in Jugendstrafanstalten und Heimen für schwer erziehbare Kinder. Manche von ihnen waren geschlagen, ausgehungert und in Einzelhaft gesteckt worden. Andere waren sexuell missbraucht worden. Jeder Mann mit hinlänglicher Haft- erfahrung wird bestätigen, dass es zur Verhärtung eines Herzens nichts weiter braucht als den Strafvollzug.

Und so seltsam und beschämend es auch ist, es einzugestehen: Ich war froh, dass irgendetwas, irgendjemand, irgendeine Erfahrung mein Herz versteinert hatte. Dieser Stein in meiner Brust war das Einzige, was mich vor den ersten Klängen und Bildern während Prabakers Führung zu den dunklen Seiten der Stadt zu schützen vermochte.

Ein Händeklatschen setzte ein, worauf sich ein kleines Mädchen von der Bank erhob und zu tanzen begann. Dazu sang sie ein Liebeslied aus einem populären Hindi-Film. Ich sollte es in den kommenden Jahren noch oft hören, hunderte Male, und jedes Mal musste ich an diese kleine Zehnjährige und ihre erstaunlich kräftige Stimme denken, die in den Höhen ein wenig dünner klang. Sie ahmte in kindlicher Übertreibung eine Verführungsszene nach, wiegte sich in den Hüften und streckte den Männern ihre nicht vorhandenen Brüste entgegen. Mit neu erwachtem Interesse wandten sich die Käufer und Agenten dem Mädchen zu.

Prabaker kommentierte das Geschehen wie in einem antiken Epos. Unermüdlich erläuterte er mir mit seiner sanften Stimme alles, was wir sahen, und alles, was er wusste. Er erklärte mir, dass die Kinder nicht überlebt hätten, wären sie nicht auf diesem Leutemarkt gelandet. Er berichtete, wie professionelle Werber, sogenannte Talentsucher, von Krisengebiet zu Krisengebiet zogen – von Dürre zu Erdbeben zu Überschwemmung. Hungernde Eltern, die schon Krankheit und Tod von einem oder mehreren ihrer Kinder hatten erleben müssen, priesen das Erscheinen der Werber, knieten vor ihnen nieder und küssten ihre Füße. Sie flehten die Talentsucher an, ihnen einen Sohn oder eine Tochter abzukaufen, damit wenigstens eines ihrer Kinder überlebte.

Die Jungen, die hier zum Verkauf standen, würden Kameljockeys in Saudi-Arabien, Kuwait und anderen Golfstaaten werden. Einige von ihnen, sagte Prabaker, würden dabei sicherlich bei den Kamelrennen, die sich die reichen Scheichs am Nachmittag zum Zeitvertreib ansahen, verletzt werden. Einige würden sterben. Wenn sie zu groß waren, um Ren-

nen zu reiten, wurden die überlebenden Jungen nicht selten ausgesetzt und mussten sich allein durchschlagen. Die Mädchen würden alle in Haushalten irgendwo im Mittleren Osten arbeiten. Einige würden wohl auch zum Sex benutzt werden.

Aber, sagte Prabaker, immerhin seien sie am Leben, diese Jungen und Mädchen. Sie könnten sich glücklich schätzen. Für jedes Kind, das auf dem Leutemarkt lande, gebe es hundert oder noch mehr andere Kinder, die unter unsäglichen Qualen verhungerten.

Die Hungernden, die Toten, die Sklaven. Stetig begleitet von Prabakers raunender wispernder Stimme. Es gibt eine Wahrheit, die tiefer liegt als Erfahrung. Man findet sie jenseits dessen, was wir sehen und fühlen. Diese Form der Wahrheit unterscheidet das aufrichtige Empfinden von einfacher Klugheit. Für gewöhnlich fühlen wir uns hilflos, wenn wir ihr begegnen; und der Preis, den wir für das Wissen um sie bezahlen, ist, wie der Preis für das Wissen um die Liebe, manchmal höher, als das Herz zu geben bereit ist. Sie kann uns nicht immer helfen, die Welt zu lieben, doch sie bewahrt uns davor, die Welt zu hassen. Und der einzige Weg, diese Wahrheit zu erleben, besteht darin, sie zu offenbaren, von Seele zu Seele, so wie Prabaker sie mir offenbarte, so wie ich sie nun euch offenbare.

VIERTES KAPITEL



Kennst du den Borsalino-Test? «

»Den was? «

»Den Borsalino-Test. Mit dem kann man herausfinden, ob ein Hut ein echter Borsalino ist oder nur ein minderwertiges Imitat. Du kennst dich doch aus mit Borsalinos, oder? «

»Nein, kann ich nicht behaupten. «

»Aaaah! « Didiers Lächeln wirkte erstaunt, schelmisch und verächtlich zugleich, was insgesamt einen entwaffnend charmanten Effekt hatte. Er beugte sich vor und legte den Kopf schief, und seine schwarzen Locken wippten, als wollten sie seine Erklärung unterstreichen. »Der Borsalino ist ein Kleidungsstück von höchster und bester Qualität. Viele, mich übrigens eingeschlossen, halten ihn für die bemerkenswerteste Kopfbedeckung, die es je für uns Männer gab. «

Er hob die Hände über den Kopf und beschrieb die Form eines Huts. »Er ist schwarz oder weiß und hat eine breite Krempe. Und er ist aus dem Fell eines *lapin* gefertigt. «

»Das heißt, es ist also einfach ein Hut«, bemerkte ich in möglichst verständnisinnigem Tonfall. »Ein Kaninchenfellhut. «

Didier war empört.

»Einfach ein Hut? Oh nein, mein Freund! Der Borsalino ist mehr als einfach ein Hut. Der Borsalino ist ein Kunstwerk! Er wird zehntausendmal von Hand gebürstet, bevor er über den Ladentisch geht. Jahrzehntlang wurde er von sämtlichen stilbewussten französischen und ita-

lienischen Gangstern in Mailand und Marseille getragen. Der Name Borsalino wurde sogar zu einem regelrechten Synonym für ›Gangster‹ – man nannte damals die wilden jungen Männer der Unterwelt von Mailand und Marseille *Borsalini*. Das war die Zeit, als die Gangster noch Stil hatten. Sie begriffen, dass man als Bandit, der sein Geld mit Diebstahl und Schießereien verdient, die Verpflichtung hat, sich mit einer gewissen Eleganz zu kleiden. So ist es doch, oder?«

»Das ist das Mindeste, was man tun kann«, stimmte ich lächelnd zu.

»Natürlich! Aber heutzutage ist alles nur noch aufgesetzt, wahrhaft stilvoll ist niemand mehr. Es ist ein typisches Zeichen unserer Zeit, dass die Pose zum Stil wird und der Stil nur noch Pose ist.«

Er hielt einen Moment inne, damit ich sein Aperçu würdigen konnte.

»Den Borsalino-Test also«, fuhr er dann fort, »machst du, indem du den Hut ganz fest zusammenrollst – zu einer Art langer, dünner Röhre – und ihn dann durch einen Ehering schiebst. Wenn der Hut das ohne bleibende Knicke übersteht, wenn er direkt nach dem Test wieder in seine ursprüngliche Form zurückspringt und bei diesem Experiment keinen Schaden nimmt – dann ist es ein echter Borsalino.«

»Und du meinst ...«

»Genau!«, rief Didier und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Es war acht Uhr abends, und wir saßen im Leopold's, in der Nähe der Torbögen zum Causeway. Ein paar Ausländer am Nachbartisch schauten herüber, um zu sehen, wer diesen Radau veranstaltete, doch die Angestellten und Stammgäste beachtetten den Franzosen gar nicht. Didier aß, trank und empörte sich nun schon seit neun Jahren im Leopold's. Alle hier wussten, dass es eine bestimmte Toleranzgrenze für Didier gab und dass er zu einem gefährlichen Mann werden konnte, wenn man diese überschritt. Und sie wussten auch, dass diese Grenze nicht im weichen Sand seines eigenen Lebens, seiner Überzeugungen oder Gefühle verlief. Didiers Grenze war durch die Herzen derer gezogen, die er liebte. Wenn man diese Menschen in irgendeiner Weise verletzte, ergriff eine kalte, tödliche Wut von ihm Besitz. Nur wenn es um ihn selbst ging, konnte man tun oder sagen, was man wollte – er war nie ernstlich beleidigt oder verärgert, es sei denn, es handelte sich um Körperverletzung.

»*Comme ça!* Genau das meine ich! Dein kleiner Freund Prabaker hat den Hut-Test mit dir gemacht. Er hat dich zu einer Röhre zusammen-

gerollt und durch den Ehering gezogen, um zu sehen, ob du ein echter Borsalino bist. Das war der einzige Zweck dieser Führung. Die schlimmsten Bilder und Eindrücke, die er dir zugemutet hat, waren nichts anderes als ein Borsalino-Test.«

Ich trank schweigend einen Schluck Kaffee. Ich wusste zwar, dass Didier recht hatte – Prabakers Führung zu den dunklen Seiten der Stadt war wirklich eine Art Test gewesen –, wollte ihm diesen Triumph aber nicht gönnen.

Die spätnachmittägliche Schar von Touristen aus Deutschland, der Schweiz, Frankreich, England, Norwegen, Amerika, Japan und einem Dutzend anderer Länder räumte allmählich das Feld und machte den Indern und in Bombay lebenden Ausländern Platz, die abends im Leopold's verkehrten. Abend für Abend, wenn die Touristen sich wieder in die Sicherheit ihrer Hotels zurückzogen, wurden Lokale wie das Leopold's, das Mocambo, das Café Mondegar oder das Light of Asia wieder von den Ortsansässigen in Beschlag genommen.

»Wenn es tatsächlich ein Test war«, räumte ich schließlich ein, »nehme ich doch an, dass ich ihn bestanden habe. Er hat mich nämlich eingeladen, seine Familie mit ihm zu besuchen, in seinem Heimatdorf im Norden von Maharashtra.«

Didier zog dramatisch übertrieben die Augenbrauen hoch.

»Für wie lange?«

»Ich weiß nicht. Für ein paar Monate, glaube ich. Vielleicht auch länger.«

»Ah, dann ist es also tatsächlich so«, sagte er. »Dein kleiner Freund beginnt dich zu lieben.«

»Na ja, das ist vielleicht doch etwas übertrieben«, wandte ich mit gerunzelter Stirn ein.

»Nein, nein, du verstehst das nicht. Man muss mit der Zuneigung der Menschen, die man hier kennen lernt, sorgsam umgehen. Wir sind in Indien, vergiss das nicht. Hier geht es anders zu als überall sonst auf der Welt. Jeder, der hierherkommt, verliebt sich – die Meisten von uns immer wieder. Die Inder aber lieben am heftigsten. Dein kleiner Freund beginnt dich wohl aufrichtig zu lieben. Das darf dir weder seltsam noch befremdlich erscheinen. Ich sage das aus langer Erfahrung mit diesem Land. So gelingt es diesen Milliarden von Menschen, einigermaßen friedlich zu-

sammenzuleben. Natürlich sind sie nicht vollkommen. Sie wissen sehr wohl, wie man kämpft, sich anlügt, sich betrügt und was wir sonst noch so alles tun. Aber vor allem wissen die Inder, wie man liebt.«

Er zündete sich eine Zigarette an und schwenkte sie dann wie einen kleinen Fahnenmast, bis der Kellner ihn bemerkte und ihm mit einem Nicken bedeutete, dass er seine Bestellung eines weiteren Wodka verstanden hatte.

»Indien ist ungefähr sechsmal so groß wie Frankreich«, fuhr Didier fort, als der Wodka und eine Schale Curry-Snacks gebracht wurden. »Aber hier leben zwanzigmal so viele Einwohner. Zwanzigmal! Glaub mir, wenn eine Milliarde Franzosen auf so engem Raum zusammenleben müssten, gäbe es Mord und Totschlag. Mord und Totschlag! Und dabei sind wir Franzosen – wie jeder weiß – das zivilisierteste Volk Europas. Ach, was sage ich! Sogar der ganzen Erde! Nein, nein, ohne die Liebe könnte Indien nicht existieren.«

Letitia kam an unseren Tisch und ließ sich links neben mir nieder.

»Worüber ereiferst du dich denn wieder, Didier, alter Schwerenöter?«, fragte sie in ihrem harten Süd-Londoner Akzent freundlich.

»Er hat mir gerade erklärt, dass die Franzosen das zivilisierteste Volk der Welt sind.«

»Wie jeder weiß«, fügt Didier hinzu.

»Wenn aus euren Weingärten und *villages* irgendwann mal ein Shakespeare hervorgeht, stimme ich dir womöglich zu«, murmelte Lettie mit einem herzlichen und zugleich herablassenden Lächeln.

»Meine Liebe, du darfst nicht glauben, dass ich euren Shakespeare nicht achten würde«, konterte Didier und lachte vergnügt. »Ich liebe die englische Sprache, weil so viel davon französisch ist!«

»*Touché*«, sagte ich grinsend, »wie man auf Englisch sagt.«

In diesem Moment kamen Ulla und Modena herein und setzten sich zu uns. Ulla war schon für die Arbeit aufgemacht; sie trug ein eng anliegendes rückenfreies Neckholder-Kleid, Netzstrümpfe und hochhackige Schuhe. An Hals und Ohren glitzerte Strassschmuck. Der Kontrast zwischen ihrer und Letties Kleidung hätte größer kaum sein können: Lettie trug eine elfenbeinfarbene Brokatjacke, einen Hosenrock aus dunkelbraunem Satin und Stiefel. Doch der Unterschied zwischen den Gesichtern der beiden Frauen war noch augenfälliger. Letties Blick war verfüh-

